

Zeno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 M., durch die Post 2,20 M. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr. Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postkassensch. 65. Volksch. Konto: Hannover 22 739.

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Amstliches Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Penning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreis: das 10malige Millimeter für die Zeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Penning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 316

Freitag, den 16. November 1934

Jahrgang 1934

Kurs Flandin.

Von unserem Pariser Korrespondenten.

R. H. Paris, 14. November.

Das neue Kabinett Flandin, das sich in seiner parteipolitischen Zusammensetzung nicht wesentlich von der vorherigen Regierung Doumergue unterscheidet, belam, wie zu erwarten war, bei seiner Vorstellung im Parlament das Vertrauen der beiden Kammern ausgesprochen. Der Burgfrieden der Parteien, der auch durch die Ereignisse der letzten Wochen ernstlich kaum gefährdet gewesen ist, ist im Hinblick auf die Außenpolitik und insbesondere auf die bevorstehende Saarabstimmung von den vorherigen und heutigen Regierungsparteien durch die Vertrauensfundgebung befestigt worden.

Der für französische Verhältnisse noch junge Ministerpräsident Flandin operierte sehr vorsichtig. In der geschickt formulierten Ministererklärung vor dem Parlament vermied er es sorgsam, sich in irgendeiner Form festzulegen. Wie auf dem Kongress der von ihm geführten Demokratischen Allianz in Arras schon festzustellen war, stützt sich Flandin vor allem auf die Mitte, die er für geeignet hält, die Gegensätze zwischen rechts und links auszugleichen. Im Mittelpunkt seines Programmes stehen Wirtschafts- und Finanzfragen, während die Doumergueschen Pläne zur Verfassungsrevision zur Enttäuschung gewisser Rechtstreue ganz in den Hintergrund treten. Als Anhänger liberaler Wirtschaftsdein ist er der Ansicht, daß die freie Entwicklung der Wirtschaft durch Zwangsmaßnahmen nicht behindert werden darf. In den bürgerlichen Kreisen der Linken begrüßt man es, daß sich der Ministerpräsident mit seinen ganzen Kräften zuerst auf die Bekämpfung der Wirtschaftskrise konzentriert, die Doumergue nach der Ansicht der Radikalen nicht in dem von der Öffentlichkeit erwarteten Maße berücksichtigt haben soll.

Die Forderung nach der beschleunigten Verabschiedung des Budgets stieß bei der Mehrheit der Abgeordneten des Parlamentes auf keinen Widerstand, zumal der Ministerpräsident durchblenden ließ, daß er nicht daran dachte, die Rechte der Kammer und des Senates, wie Doumergue es in seiner Verfassungsreform vorschlag, zu beschneiden. Der heilige Bann der Kammerauflösung, auf die sich Doumergue bekanntlich so verweist hatte, wurde mit seinem Wort in der Regierungserklärung erwähnt. Flandin glaubt die notwendigen Reformen auf normalen Wege durchführen zu können, ohne die Nationalversammlung einberufen zu müssen. Er bestatete jedoch besonders, daß unter diesen Umständen die Regierungstabilität nicht in Frage gestellt sein dürfte. Mit anderen Worten: der Ministerpräsident ermahnt die Parlamentarier vernünftig zu sein und nicht durch die üblichen parlamentarischen Zutrigen die Aufbauarbeit der Regierung zu gefährden.

Die Versicherung, daß er die Republik gegen alle revolutionären oder auf eine Diktatur ausgehenden Anschläge verteidigen werde, ist von der Mehrheit der Kammer und des Senats, die sich schon den Schreden einer „Diktatur“ durch die von Doumergue angedrohten Maßnahmen ausgeliefert sahen, mit Befriedigung aufgenommen worden. Flandin will also im Rahmen der „republikanischen Freiheiten“ regieren. Ein großes Mittagsblatt hat nicht Unrecht, wenn es heute behauptet, daß dem Parlamentarismus, der vor einiger Zeit von manchen Kreisen schon in

Frage gestellt wurde, jetzt noch einmal eine Chance gegeben worden ist. Ob mit Erfolg, werden die nächsten Wochen und Monate zeigen.

Der Einfluß der bürgerlichen Linken machte sich schon in der Regierungserklärung inbezug auf die Bekämpfung der Wirtschaftskrise, die Entwaffnung der parteipolitischen Organisationen und Verbände und der vorsichtigen Erwähnung der Staatsreform deutlich spürbar. Es ist jetzt auch verständlich, warum Herriot den jetzigen Ministerpräsidenten in der letzten Kabinettskrisis protegierte. Man sah gerade in den radikalsozialen Kreisen in Flandin den Mann, der sich viel leichter zu Kompromissen und Zugeständnissen bereit erklären würde als Doumergue.

Wenn auch die Stellung der Radikalsozialen in dem neuen Kabinett äußerlich dadurch, daß die Rechte in der Regierung noch stärker vertreten ist als bisher, geschwächt erscheint, so darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade die Radikalsozialisten durch das geschickte taktische Manöver ihrer Demission als die eigentlichen Sieger hervorgegangen sind. Der Rechten, der vorläufig der Wind aus den Segeln genommen ist, kommt allmählich zum Bewußtsein, daß sie getäuscht worden ist. Der Rücktritt Doumergues wird von ihrer Presse jeden Tag in spaltenlangen Artikeln bedauert, und diese Blätter bezweifeln schon skeptisch, ob Flandin imstande ist, die Politik Doumergues fortzusetzen. Der bekannte Publizist Henry de Kerillis greift sogar die

Regierung in dem „Echo de Paris“ auf das heftigste an. Die Aussicht, daß der Burgfriede in Zukunft jetzt von der Rechten gebrochen wird, liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit.

Die nächsten Monate werden zeigen, ob die Maßnahmen Flandins zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise von Erfolg gekrönt sind. Wie gut unterrichtete Kreise uns mitteilen, dürfte vor der Saarabstimmung das Kabinett Flandin keinen allzu großen Gefahren ausgesetzt sein. Man nimmt an, daß bis zu diesem Zeitpunkt der Burgfriede auch von der äußersten Rechten gewissenhaft eingehalten wird. Überraschungen sind auch für natürlich niemals ausgeschlossen.

Laval fährt mit Barthous Saarplan nach Genf.

Man spricht wieder vom Ostpakt.

(!) Paris, 15. November.

Außenminister Laval hat Donnerstag nachmittag vor dem auswärtigen Ausschuß der Kammer ausführlich über Frankreichs Außenpolitik gesprochen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand wie auch bei seiner Rede im Ministerrat die Saarfrage. Nachdem er, wie die amtliche Mitteilung über die Ausschußsitzung besagt, an die Haltung seiner Vorgänger in der Saarfrage erinnert hatte, gab er Aufschluß über die Verhandlungen des Dreierausschusses in Rom zur Vorbereitung der Entscheidung, die der Völkerbundsrat demnächst zu treffen haben werde. Er habe gleichzeitig sein Vertrauen in den normalen Ablauf des Verfahrens zum Ausdruck gebracht, das durch den Friedensvertrag und den Völkerbundsrat festgesetzt worden sei und den

Willen Frankreichs betont, sich in voller Sachlichkeit an dieses Verfahren zu halten.

Nach einer Aussprache legte der Minister dar, daß Frankreich nur ein Ziel habe: die Sicherung der Abstimmungsfrist.

Frankreich sei entschlossen, in friedlichem Geist und ohne Hintergedanken alle aus den geltenden Verträgen sich ergebenden Verpflichtungen zu erfüllen und die ihm obliegenden Interessen zu schützen.

Zu seiner Komreise sagte Laval, er könne aus Höflichkeit gegenüber Italien den Ausschuß noch nicht über die Absichten der französischen Regierung unterrichten, solange nicht die italienische Regierung durch den französischen Botschafter unterrichtet sei. Jedoch wies er nachdrücklich darauf hin, daß die Bestrebungen Barthous um ein Einvernehmen zwischen beiden Regierungen in Zusammenarbeit mit den übrigen

an der Erhaltung des Friedens interessierten Nationen fortgesetzt werden müßten. In Beantwortung verschiedener Fragen

machte der Außenminister eine Anspielung auf die Fortsetzung der Ostpaktverhandlungen. Er betonte, wie wichtig es für Frankreich und den Frieden sei, in der Politik der Zusammenarbeit mit der Sowjetregierung zu beharren.

Zusammenfassend erklärte Laval, daß Frankreich seinen Bündnissen und Freundschaften treu bleibe.

Der Ausschußvorsitzende dankte dem Minister für seine Ausführungen, die die Uebereinstimmung der Regierung mit dem Ausschuß gezeigt hätten.

Ueber die amtliche Mitteilung hinausgehend wird erklärt, daß Laval zur Saarfrage betont habe, es sei kein neuer Plan in Aussicht genommen. Er werde vielmehr mit dem ursprünglich von Barthou ausgearbeiteten Plan nach Genf gehen. Der Dreierausschuß müsse entscheiden, ob dieser Plan dem Völkerbundsrat unterbreitet werden solle.

Auf eine Anfrage, auf welche Abmachungen er sich in der Frage der etwaigen Entsendung französischer Truppen ins Saargebiet berufe, soll Laval erklärt haben: Auf eine Entscheidung aus dem Jahre 1926. (!)

Jedoch werde Frankreich niemals eigenmächtig, sondern nur auf Verlangen der Regierungskommission Truppen entsenden, die „neutralen Charakter“ tragen würden.

Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus.

Vortrag des Reichspressescheffs der NSDAP

Dr. Dietrich in der Universität Köln.

.. Köln, 15. November.

Gestern Abend sprach der Reichspressescheff der NSDAP Dr. Dietrich in der Aula der Universität über das Thema „Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus.“ Die festlich geschmückte Aula war schon lange vor Beginn des Vortrags bis auf den letzten Platz gefüllt. Etwa 600 Personen waren außerdem noch in vier großen Hörsälen der Aula untergebracht, die dem Redner zum Schluß mit langanhaltendem Beifall dankte. (Wir berichten über den Vortrag ausführlich an anderer Stelle dieser Ausgabe).

„Autopilot“ besteht die Probe.

Ein Riesensflugzeug, das sich selbst steuert.

Berlin, 15. November.

Nach jahrelangen Entwicklungsarbeiten hat jetzt die Siemens-Apparate- und Maschinen G. m. b. H. in Berlin die Selbstständigkeit mit einer automatischen Flugzeugsteueranlage überrascht, die in viel hundertstündigen Versuchsflügen und auch im regelmäßigen Streckenverkehr der deutschen Luftwaffe ihre unbedingte Zuverlässigkeit erwiesen hat. Sie ist geeignet, im Betrieb von Langstreckenflügen eine kleine Revolution herbeizuführen. Sie soll und kann den Flugzeugführer nicht ersetzen. Ihr Zweck ist, ihn zu entlasten.

Die automatische Flugzeugsteueranlage wird automatisch Pilot, kurz „Autopilot“ genannt. Der „Autopilot“ muß das Flugzeug in dem Flugzustand halten, der vom Flugzeugführer eingestellt ist. Er muß die geforderte Fluglage wiederherstellen, wenn sie durch Böen oder andere Einwirkungen gestört worden ist. Er arbeitet auch weiter, wenn das Triebwerk ausfällt. In diesem Falle bringt er das Flugzeug in den Gleitflug. Die beim normalen Flug verwen-

deten Instrumente braucht der Autopilot auch. Die von den Instrumenten gegebenen Richtwerte werden auf mechanisch-elektrischem Wege auf Rudermaschinen übertragen, dort hydraulisch verstärkt und in Steuerbewegungen umgesetzt. Er nimmt somit dem Flugzeugführer die ermüdende Arbeit ab. Er kann eine befohlene Geschwindigkeit in jeder Fluglage — sei es Steigflug, Horizontalflug oder Gleitflug — halten. Außerdem bleibt er bei dem befohlenden Kurs über beliebig lange Zeit. Auch die Höhenlage bleibt beständig, ja er kann sogar selbstständig sechs Kurvenarten nach jeder Seite fliegen. Da eine automatische Steuerung an den lebenswichtigsten Teilen eines Flugzeuges, nämlich an der Steuerung, angreifen muß, ist es unbedingt erforderlich, daß die automatische Selbststeueranlage so sicher wie nur irgend denkbar gebaut ist und daß genügend Sicherheitseinrichtungen vorhanden sind, die jederzeit ein Eingreifen des Flugzeugführers ermöglichen. Gerade darauf ist beim Siemens-Autopiloten der allergrößte Wert gelegt worden.

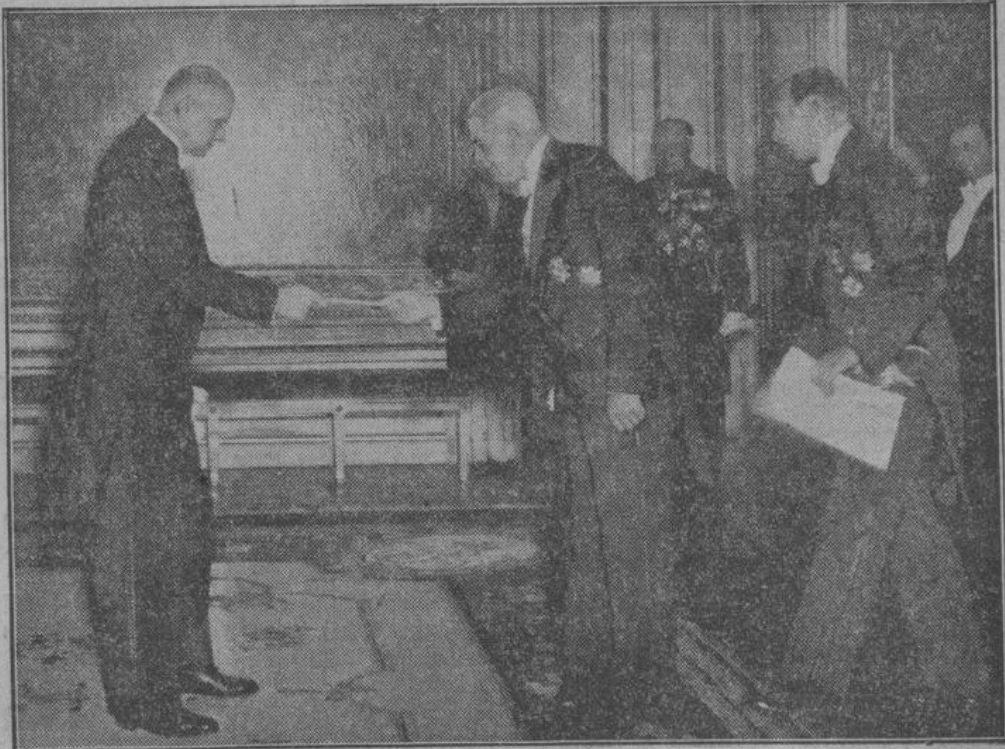
Auf einem Probeflug mit der dreimotorigen Maschine „Werner Böhm“ war am Donnerstag einer großen Zahl von Pressevertretern Gelegenheit gegeben, sich von den vorzüglichen Eigenschaften des „Autopiloten“ zu überzeugen.

Der Empfang der neuen Botschafter in Berlin und Warschau.



Polens Botschafter nach dem Empfang beim Führer.

Nach der Erhebung der polnischen Gesandtschaft in Berlin zur Botschaft fand am Mittwoch ein offizieller Empfang des bisherigen polnischen Gesandten und nunmehrigen Botschafters Joseph Lipski bei dem Führer des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, statt. Nach dem üblichen Zeremoniell hielt der Botschafter eine Rede und überreichte dem Führer sein Beglaubigungsschreiben. Das Bild zeigt im Vordergrund links den Botschafter auf der Treppe des Reichspräsidentenhauses.



Botschafter von Molke beim polnischen Staatspräsidenten.

Am gleichen Tage, an dem der polnische Botschafter in Berlin sein Beglaubigungsschreiben überreichte, begab sich der Botschafter in Warschau, v. Molke, zu dem polnischen Staatspräsidenten, Moscicki, um ihm seinen Antrittsbesuch zu machen. Unser Bild zeigt links den deutschen Botschafter während seiner Ansprache, rechts den polnischen Staatspräsidenten Moscicki und hinter ihm den polnischen Außenminister Oberst Bed.

Der Prinz unter den Status-quo-Verfechtern.

Wer ist Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg?

Unter den 28 jüngst aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossenen befand sich auch Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg. Als Grund für seine Ausschließung wurde angegeben, daß er deutsch-feindliche Propaganda im Saarland treibe, daß er als Redner in Paris an der Seite des Saarparlamenten Max Braun aufgetreten ist und den Saarauftrag mitunterzeichnet hat, der in der Saarbrücker „Volkstimme“ veröffentlicht wurde. Wer ist dieser Prinz? Diese Frage wird in der „Nationalsozialistischen Parteiforrespondenz“ wie folgt beantwortet:

„Es handelt sich um den in Töbisch im Juni 1901 geborenen Max Carl Josef Maria Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, der sich seit einiger Zeit im Ausland aufhält, nachdem ihm der Boden in Deutschland wegen gewisser jüdischer Verfehlungen, derentwegen er in München strafrechtlich verfolgt wurde, zu heiß geworden war.

Im Jahre 1930 machte er im Auftrag des „Berliner Lokal-Anzeigers“ eine Berichtsfahrt nach Südamerika, wo er u. a. in Bolivien mit dem damaligen Hauptmann Röhm bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr von Südamerika tauchte der Prinz in Paris auf und suchte eine neue journalistische Tätigkeit. Er war dann als Reiseberichterstatter für das „Berliner Tageblatt“ tätig, erschien jedoch bald darauf wieder in Paris, und zwar mit seiner Gattin, einer Italienerin namens Georgina Pasquero, die er im Mai 1931 in London geheiratet hatte. Während er angab, daß seine Frau die Tochter eines norditalienischen Großindustriellen sei, wurde in Paris durch das Auftreten der prinzipalen Gemahlin bald rufbar, daß es sich um eine zweifelhafte Person handle, die eher als Klotze zu bezeichnen sei und die dem Prinzen für die Ehe aus ihren „Einkünften“ eine erhebliche Summe versprochen hatte, die sie ihm in Raten zahlen sollte. Später hat der Prinz selbst geäußert, er habe sich gezwungen, im Klagewege gegen seine Frau vorzugehen, weil diese ihm die im Ehevertrag zugesagten Zahlungen verweigerte. Schließlich verließ der Prinz wieder aus Paris und nahm seinen Wohnsitz u. a. in Tunis. Als sich dort seine wirtschaftliche Lage weiter verschlechterte, kehrte er nach der französischen Hauptstadt zurück, wobei er verschiedene deutsche Auslandsbehörden, die er seiner Reise aufsuchte, unter der unwahren Angabe, er verfüge in Paris über ausreichende persönliche Mittel zur Herabgabe von Darlehen für seine Weiterreise bedröge. Die Rückzahlung dieser Darlehen hat der Prinz jedoch verweigert.

In Tunis hatte er den Versuch gemacht, die österreichische Staatsangehörigkeit zu erwerben und hatte, nachdem dies mißglückt war, ebenfalls vergeblich seine Wiederbürgerung in der Tschechoslowakei betrieben. Er hat in der letzten Zeit wiederholt geäußert, sich nunmehr um den Erwerb der französischen Staatsangehörigkeit zu bemühen.

Im Frühjahr 1933 tauchte er dann in Spanien auf, wo er bald nach seinem Eintreffen, zusammen mit seinem angeblichen Sekretär, einem 19-jährigen Spanier aus Tunis, unter dem Vorwurf des Mißbrauches eines 15-jährigen Knaben verhaftet wurde. Obwohl Beweise für die gegen den Prinzen erhobenen Anschuldigungen in ausreichendem Maße vorhanden waren, wurde er auf Intervention eines in Spanien ansässigen Mitgliedes der Hohenloheschen Familie auf freien Fuß gesetzt, worauf er schleunigst unter Zurücklassung beträchtlicher Schulden den Staub Spaniens von den Füßen schüttelte und nach Frankreich verduftete. Seitdem scheint er sich ständig in Paris aufzuhalten, wo er einen Erwerbs als Heher gegen das neue Deutschland gefunden hat.

Bei seinem Debüt, das am 12. Dezember 1933 bei einem vom Club du Faubourg veranstalteten Vortragabend stattfand, dessen Hauptthema lautete: „Darf sich Frankreich mit Deutschland verständigen, ja oder nein?“, wies der Sekretär des Clubs in der Begrüßungsansprache darauf hin, daß der Abend besondere Bedeutung habe, weil ein deutscher Prinz, nämlich Prinz zu Hohenlohe-Langenburg anwesend sei und nachher selbst sprechen werde. Daß dieser famose Prinz auch zu den Mitarbeitern des von dem berüchtigten Emigranten Georg Bernhard herausgegebenen Emigrantenblattes „Pariser Tageblatt“ und der in Amsterdam erscheinenden Emigrantenzeitschrift „Die Sammlung“ gehört, versteht sich bei seiner jetzigen Beschäftigung von selbst. Es ist bezeichnend, daß dieser politische Hochkapler und bezahlte Agent, der im „Pariser Tageblatt“ vor der Röhm-Revolution einen Artikel über den ehemaligen Stabschef schrieb, in dem er diesen aufs schärfste angriff, im Juli d. J. zwei weitere Artikel über Röhm veröffentlichte, in denen er sich bemüht, den ehemaligen Stabschef nicht nur nach den Ereignissen des 30. Juni möglichst günstig darzustellen, um auf diese Weise den 30. Juni gegen den Nationalsozialismus und gegen den Führer auszuspielen, sondern daß er besonders Röhm-Worte benutzte, welche die Person des Führers offenkundig im Ausland kompromittieren und diskreditieren sollten. Bei seinem letzten öffentlichen Auftreten in Paris geriet er mit seinem Freund Georg Bernhard in die Haare, weil er in einem im Emigrantenklub über das Thema „Die Ausläufer der Emigranten-Gleichschaltung“ gehaltenen Vortrag das althergebrachte öffentliche Hervortreten des jüdischen Elementes kritisierte.

Alles in allem, bei dem Prinzen zu Hohenlohe-Langenburg handelt es sich um eine in jeder Hinsicht minderwertige Person und um ein verkommenes Subjekt. Die Familie Hohenlohe-Langenburg selbst hat bei den zuständigen deutschen Stellen angeregt, dem Prinzen Carl Maria die deutsche Staatsangehörigkeit abzuerkennen. Diese Abwertung ist jedoch nur eine Formalität, denn der Prinz hat sich längst selbst aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen.

Südslowakische Fragen an Gömbös.

Leidenschaftliche Angriffe gegen Ungarn.

Belgrad, 15. November.

Die ungarischen Verlautbarungen zu den Beschuldigungen, die im Zusammenhang mit dem Marseiller Attentat gegen Budapest erhoben wurden, haben in Südslowakien großen Unwillen ausgelöst. In politischen Kreisen ist man davon überzeugt, daß Belgrad den Königsmord vor den Balken bringen werde, um dort seine Anlagen vor allem gegen Ungarn zu erneuern. Die südslowakische Presse hat zwar aus eigener Quelle bisher noch nichts über den beschuldigten Schritt beim Völkerverbund verlauten lassen, so daß ein endgültiger Beschluß in dieser Hinsicht noch nicht selbstbestimmt scheint, allein sie verzeichnet jede Nachricht dieser Art, die aus dem Ausland herinkommt. Ueber die Stimmung in Südslowakien gibt ein Ausfluß der „Breme“ Aufschluß, der sich auf die eingangs erwähnten ungarischen Verlautbarungen bezieht. Der Ausfluß enthält sechs Fragen, die unmittelbar an den ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös gerichtet sind. Er behandelt teils in leidenschaftlicher, teils in ironischer Form das Unrecht, auf das sich die ungarische Mitteilung berief und das bekanntlich von südslowakischer Seite schon mehrfach gegen Ungarn vorgebracht wurde, dessen Kernpunkt die Behauptung von der Ausschüttung kroatischer Terroristen in einem eigens errichteten ungarischen Lager ist. Als charakteristisch für den Ton sei die letzte dieser Fragen im Wortlaut wiedergegeben: „Antworten Sie, Herr

Gömbös, ob die Finanzierung von Verbrechern, die fremde Staatsoberhäupter ermorden, auch von dem berühmten Unrecht gehört, auf das Sie sich so verweisen?!

Massenausweisungen von Ungarn.

Budapest, 15. November.

Von zuständiger Stelle werden die Meldungen über Massenausweisungen ungarischer Staatsangehöriger aus Südslowakien bestätigt. Es wird mitgeteilt, daß die Ausweisungen bereits in die Hunderte gehen. An der südslowakisch-ungarischen Grenze trafen ständig größere Gruppen von ausgewiesenen Ungarn ein. Ferner lagen Meldungen über zahlreiche Verhaftungen vor, die die südslowakischen Behörden in den letzten Tagen vorgenommen hätten.

In der hiesigen Öffentlichkeit, die durch die Presse unterrichtet wird, herrscht wegen dieser Vorgänge große Erregung. Die bisher bei der Belgrader Regierung eingeleiteten diplomatischen Schritte der ungarischen Regierung werden als erfolglos bezeichnet. An amtlicher Stelle wird erklärt, die Regierung warte in voller Ruhe auf die weitere Entwicklung ab, bis die Lage für etwaige internationale Schritte genügend reif sei.

mer noch den wichtigsten Teil der Kriegsschiffe dar, und ein Erfolg der veralteten Schiffe dieser Gattung hätte schon längst in Erwägung gezogen werden müssen. Die während des Krieges erhaltenen Kreuzer würden sehr allmählich durch neue ersetzt. Angehts der veränderten politischen Lage verleihe die Frage der notwendigen Anzahl von Kreuzern für die Aufrechterhaltung der Seeverbindungen erhöhte Aufmerksamkeit. Der Kriegsminister sprach sodann die Hoffnung aus, daß die internationale Flottenkonferenz im kommenden Jahre zusammenzutreten könne.

In Beantwortung einer anderen Anfrage sagte Jastpar, wenn Baldwin erklärt habe, daß Englands Grenze am Rhein liege, so habe er damit nicht sagen wollen, daß es auf dem europäischen Festland ein bestimmtes Land gebe, das notwendigerweise der Erbfind Großbritanniens sei. Das, was Baldwin vorgeschwebt habe, sei die Tatsache, daß die Wirksamkeit eines Luftangriffes in hohem Maße von der Entfernung des Angriffspunktes abhängt, und je weiter dieser Punkt entfernt sei, desto größer sei die Aussicht für die eigene Fliegerei, dem Feinde den Weg zu verlegen.

Kabinet Jastpar.

Brüssel, 15. November.

Der mit der Neubildung des Kabinetts beauftragte bisherige Außenminister Jastpar hat seine Verhandlungen über die Neubildung der Regierung am Donnerstagabend im wesentlichen abgeschlossen. Jastpar begab sich zum König, um ihn über das Ergebnis seiner Bemühungen zu unterrichten. In parlamentarischen Kreisen verlautet, daß Jastpar das Ministerpräsidium übernehme, und das Außenministerium beibehalte.

Holland baut seine Landesverteidigung aus.

DNB Haag, 15. November.

Anläßlich der Beratungen der 2. Kammer über den Haushalt des Ministeriums für Landesverteidigung gab der Wehrminister Dr. Deders die Erklärung ab, daß es im Hinblick auf die veränderten Zeitumstände nicht

mehr möglich sei, die anfänglich in Erwägung gezogenen Sparmaßnahmen bei der Wehrmacht zur Ausführung zu bringen. Zwar dürfe nach Ansicht der niederländischen Regierung die Möglichkeit eines europäischen Konflikts nicht übersehen werden. Dennoch dürfe man sich der Tatsache nicht verschließen, daß die Spannungen zwischen verschiedenen Völkern, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Erdteilen, in letzter Zeit erheblich zugenommen hätten. Aus diesem Grunde müßten derartige Maßnahmen

Der Spesenaufwand beim Rundfunk.

Ueberholte Reichsgerichtsentscheidungen.

Berlin, 15. November.

Zu Beginn der Donnerstagsverhandlung im Rundfunkprozeß kam es zu einem Vorstoß des Verteidigers von Dr. Magnus, der beantragte, den Richterhonorarbescheid des Reichsgerichts wegen Befangenheit abzulehnen. Donath habe einseitig gegen die Interessen der Angeklagten Stellung genommen. Als der Verteidiger bei der Begründung seines Ablehnungsantrages auch persönliche Angriffe gegen den Sachverständigen Donath richtete und dabei die Staatsanwaltschaft mit einbezog, wies der Vorsitzende dies sehr energisch zurück und ersuchte den Verteidiger, lediglich sachliche Gründe anzuführen.

Oberstaatsanwalt Dr. Reimer beantragte, den Antrag auf Befangenheit abzulehnen, da nicht der leiseste Anlaß bestehe, an der Unparteilichkeit des Sachverständigen zu zweifeln. Von dem Verteidiger gitierte Reichsgerichtsentscheidungen.

Stammten alle aus einer Zeit, in der nicht der Staat im Mittelpunkt der Strafrechtspflege gestanden habe, sondern der Angeklagte und sein angebliches Recht.

Damals seien Entscheidungen zustande gekommen, die nur geeignet gewesen seien, die Staatsautorität zu schwächen und der Staatsanwaltschaft die Waffen gegen den Rechtsbrecher aus der Hand zu nehmen. Heute aber, wo der Staat im Mittelpunkt der Strafrechts- und Polizeipolitik stehe und die Staatsanwaltschaft ausführendes Organ der Volksgemeinschaft sei, könnten solche Entscheidungen des Reichsgerichtes keine Geltung mehr haben.

Zum Schluß seiner Ausführungen erklärte Oberstaatsanwalt Dr. Reimer: Sollten dem Sachverständigen

regeln ergriffen werden, daß die Schlagkraft der holländischen Wehrmacht vergrößert sei. Der Minister kündigte darauf an, daß der Rückstand, der in den vorigen Jahren aus finanziellen Gründen bei der Anschaffung neuer Materials sowohl bei der Landmacht wie bei der Marine eingetreten sei, sobald wie möglich eingeholt werden müsse. Insbesondere werde man hierbei der Verstärkung der Luftabwehrartillerie und der Luftstreitkräfte große Aufmerksamkeit schenken.

wirklich bei seinen Rechnungen Irrtümer unterlaufen seien, so würde in den drei Monaten Verhandlung noch Gelegenheit genug sein, diese Irrtümer richtig zu stellen.

Nach mehrstündiger Beratung beschloß dann das Gericht, den Ablehnungsantrag des Verteidigers von Dr. Magnus gegen den Richterhonorarbescheid des Reichsgerichts nicht zu berücksichtigen, weil keine Tatsachen vorliegen, die bei dem Angeklagten die Befangenheit erregen könnten, daß der Sachverständige sein Gutachten parteiisch erstattet habe. In der weiteren Verhandlung stellte der Vorsitzende dann einen zweiten Punkt der Angelegenheit zur Erörterung, in dem dem Angeklagten Dr. Magnus vorgeworfen wird,

Anteile zum Schaden der RMG. dadurch begangen zu haben, daß er Reisekosten für Auflichtsitzungen liquidiert habe,

obwohl er schon Aufwandsentschädigung bezog. Magnus erklärte zu diesen Vorwürfen, im Jahre 1928 seien Gieße und er verschiedentlich zu Auflichtsitzungen erschienen, ohne daß damals schon eine generelle Regelung für die Spesenvergütung bestanden habe. In einer Auflichtsitzung der RMG sei dann festgestellt worden, daß diese Kosten bei der RMG liquidiert und von dieser den örtlichen Semestergesellschaften zur Last gelegt worden sollten. Später sei dann ein Beschluß ausgearbeitet worden, in dem auf Veranlassung von Bredow festgelegt wurde, daß grundsätzlich keine Reisevergütungen für die Teilnahme an Auflichtsitzungen zu leisten seien.

Zum Schluß der Sitzung wurde der zweite Geschäftsleiter der RMG, Ministerialrat A. D. Giesecke, als Zeuge über die Spesenliquidationen bei der Reichsrundfunkgesellschaft vernommen. Der Zeuge bestätigte im allgemeinen die Darstellung, die der Angeklagte Magnus gegeben hatte. Die Verhandlung wird Freitag vormittag fortgesetzt.

Von Stavisky zu Levy.

Millionenbetrug mit staatlichen Bonds.

(1) Paris, 15. November.

Der rechtsgerichtete Abgeordnete Dommenge hat in der Kammer den Antrag eingebracht, die Vollmachten des Stavisky-Ausschusses auf die Unteruchung der Finanzierungsgesellschaft von Charles Levy zu übertragen. Die Unteruchung dieser Angelegenheit durch das Gericht hat noch keine Klarheit gebracht.

Die Geschäfte der Finanzgesellschaft Levy und Konsorten beschäftigen die Öffentlichkeit in steigendem Maße und haben zu allerhand Gerüchten Anlaß gegeben. Die Gesellschaft, gegen die ein Verfahren wegen Unterschlagung eingeleitet worden ist, hatte u. a. staatlich garantierte Bonds in Höhe von einer Milliarde für die Finanzierung von Kriegsschadenersatzansprüchen ausgegeben. Diese Bonds haben auf Grund der Gerüchte starke Kursverluste erfahren. Im Finanzministerium erklärte man, daß die fälligen Zinscheine nach wie vor eingelöst oder höchstens einen kleinen Abzug erfahren würden. Die staatliche Garantie bleibe selbstverständlich weiter bestehen, so daß die an der Börse zu verzeichnende Baisse nicht gerechtfertigt sei. Im übrigen seien alle

Mahnahmen zur Klärung der noch nicht ganz durchsichtigen Angelegenheit getroffen.

Die Gebrüder Levy stammen aus Algerien und waren, bevor sie in Paris auftauchten, vollkommen unbekannt. Die Gesellschaften, die sie zu Beginn ihrer Pariser Tätigkeit gründeten und die sich hauptsächlich mit der Zuckerraffinerie beschäftigten, wurden bald liquidiert. Sie besaßen kein Kapital, sondern wurden durch Spekulationen und vor allem mit der Übernahme der staatlichen Bonds, die die Besitzer der zerstörten Gebiete der Region devastierten, als Schadenersatz erhielten. Die Großgrundbesitzer, Bauern, Schlossherren, die bauen, wiederarresten, arbeiten wollten, haben ein fides, aber schlechtes Papier in Händen, dessen Wertung aber auf hunderte Hindernisse stößt. Sie ergreifen daher mit beiden Händen die Gelegenheit, sich dieser Papiere zu entledigen, sie zu verpfänden und Bargeld dafür einzutauschen (zu dem niedrigen Prozentsatz von 4 Prozent), um so mehr, als die Gesellschaft, die diese Transaktionen vornimmt, mit dem Einverständnis des Finanzministeriums gebildet und durch ein Zirkular an alle Administrationen des ehemaligen Kriegs- und Etappengebietes empfohlen wurden.

In dieser Angelegenheit erfährt man noch, daß ein größeres Pariser Kreditunternehmen das Finanzministerium darauf aufmerksam gemacht hat, daß sich bei ihm ein laufendes Konto auf den Namen Charles Levy befindet, auf dem noch zahlreiche Millionen lägen. Dieses Konto sei nicht beschlagnahmt worden, und von diesem Konto würden in letzter Zeit namhafte Beträge abgehoben. Die Mitteilung des Kreditunternehmens hat augenscheinlich den Zweck, eine Sperre des Kontos von Charles Levy vornehmen zu lassen.

Ein neuer preussischer Oberlandeshallmeister.

Berlin, 15. Novbr.

Wie der APD mitteilt, hat der preussische Ministerpräsident den preussischen Oberlandeshallmeister Rauh auf Grund des § 3 der Verordnung vom 26. Februar 1919 mit sofortiger Wirkung einweisen in den Ruhestand versetzt. Landeshallmeister Dr. Seyffert ist zum Oberlandeshallmeister ernannt worden.

Zuchthaus für einen üblen Verbrecher

München, 15. November.

Ein übler politischer Verbrecher stand dieser Tage vor dem Münchner Schöffengericht. Im Januar 1934 wurden vier Direktoren und vier Angestellte des katholischen Begräbnisvereins München auf Anzeige eines Valentin Barth verhaftet. In der Anzeige war behauptet, daß in diesem Verein Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien; so seien 900 000 Mark Darlehen in strafbarer Weise vergeben worden, Karitasverbände und Geistliche hätten unrechtmäßige Zuwendungen erhalten, Alten seien zentnerweise beseitigt worden usw. Dem Vorstehenden des Vereins, einem Justizrat, wurde vorgeworfen, er habe verdächtige Beziehungen zu dem österreichischen Kanzler Dollfuß unterhalten. Die Anzeige erwies sich als völlig erlogen, die Verhafteten wurden nach einigen Tagen wieder entlassen. Barth selbst ist in Schutzhaft, dann in Untersuchungshaft genommen. Barth, der durch erwiesene Angaben und Fälschungen Parteimitglied geworden war, hatte sich auch in eine Stellung beim Begräbnisverein hineingeschmuggelt. Als Beschwerden des Personals über Barth kamen und ein altes Parteimitglied ausmittelte, wie Barth in die Partei gekommen sei, führte dieser, um seine Stellung zu retten, einen Gegenstand mit der erwähnten Anzeige gegen die Vereinsleitung. Der Staatsanwalt beantragte wegen fortgesetzten Betrugs, Unterschlagung, falscher Anschuldigung und Freiheitsberaubung ein Zuchthausstrafe von vier Jahren mit Ehrverlust von fünf Jahren. Das Gericht erkannte auf zwei Jahre Zuchthaus und zwei Jahre Ehrverlust unter Anwendung der Unteruchungshaft von fünf Monaten. Es stellte in seiner Begründung ausdrücklich fest, daß strafbare Handlungen der beschuldigten acht Personen nicht vorliegen, noch daß Barth die absolut einwandfreie Geschäftsführung des

Bereins kannte. Es hob ferner hervor, daß sich der Angeklagte nicht geschämt habe, die Ehre und Freiheit unedelmütiger Personen zu gefährden, sowie das Ansehen der Partei und Bewegung zu schädigen. In einem sauberen Staat müßten solche Handlungen mit den strengsten Strafen geahndet werden.

100 000 Mark auf die Losnummer 12111.

Berlin, 15. November.

In der heutigen Ziehung der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie fielen 100 000 Mk. auf die Losnummer 12111. Das Los wird in der ersten Abteilung zu Vierteln in Ostpreußen und in der zweiten Abteilung in Ostpreußen in Berlin gespielt.

Vierlinge in Breslau.

DNB Breslau, 15. November.

Am Mittwochabend brachte die 38-jährige Frau Lauchner aus Breslau im Städtischen Krankenhaus ein lebendes Vierling zur Welt. Von diesen Kindern, drei Knaben und einem Mädchen, ist eins nach einigen Stunden gestorben. Das Beenden der Mutter ist verhältnismäßig gut. Die Geburt lebender Vierlinge stellt eine außerordentliche Seltenheit dar. Auf etwa eine halbe Million Geburten kommt bisher eine Vierlingsgeburt. Frau Lauchner hatte vorher schon sechs Kinder, davon sind vier am Leben.

Ein Hochaltar in die Luft gesprengt.

DNB Madrid, 15. November.

In der Nähe der nordspanischen Hafenstadt Vigo legten unbekannte Täter unter dem Hochaltar einer Dorfkirche vier mit Dynamit geladene Bomben, die kurze Zeit darauf explodierten und wertvolle Kunstschätze zerstörten. Ferner explodierte in den Bürräumen einer Keramikfabrik eine Bombe. Die Fabrikanlagen wurden schwer beschädigt.

Herr von Ribbentrop hatte am Mittwoch eine private Zusammenkunft mit General Smuts, bevor dieser auf dem Luftwege nach Südafrika antrat.

Der Staatssekretär im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und im preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Dr. Studart, ist am 14. November in den einwöchigen Ruhestand versetzt worden. Seine weitere Verwendung in einem gleichwertigen Amt ist vorgesehen.

Musterlager für die Reichsautobahnen.

DNB Berlin, 15. November.

Mit großer Tatkraft hat die nationalsozialistische Regierung den gewaltigen Plan des Baues der Reichsautobahnen in Angriff genommen. Von den vorgesehenen 7000 Kilometer Reichsautobahnen sind heute schon ungefähr 1000 Kilometer im Bau. Die erste Strecke der Reichsautobahnen, die Straße Frankfurt-Mannheim, soll im Frühjahr nächsten Jahres, also innerhalb eines Jahres nach ihrem Baubeginn, eröffnet werden. Da die Reichsautobahnen vielfach auf lange Strecken durch unwachsbefestigte Gebiete führen, so sind die Baustellen oft sehr weit von der nächsten Ortschaft entfernt. Es ist daher unvermeidlich, daß ein Teil der Belegschaften in Lagern untergebracht werden muß. Da diese Barackenlager infolge des raschen Fortschreitens des Baues der Reichsautobahnen oft in sehr kurzer Zeit aufgestellt werden müßten, so ergaben sich in einigen Fällen Mängel, die besonders nach Eintreten der schlechten und kalten Witterung die Arbeitsfreude der Reichsautobahnarbeiter beeinträchtigen mußten. Der Führer, dem das Wohlergehen aller am Werk der Reichsautobahnen tätigen Arbeiter besonders am Herzen liegt, hat nunmehr die Deutsche Arbeitsfront veranlaßt, dafür Sorge zu tragen, daß die bestehenden Lager, soweit sie nicht in jeder Hinsicht den Ansprüchen genügen, ausgebaut werden. Ferner sollen neue Lager errichtet werden, die als Musterlager für alle in Zukunft noch zu errichtenden Lager gelten sollen.

„Englands Grenze am Rhein“.

Der englische Kriegsminister über die Notwendigkeit der Landesverteidigung.

London, 15. November.

Auf eine Anfrage des Lord Rottkone im Oberhaus erklärte der englische Kriegsminister Lord Halifax, daß die Entwicklung der neuen Kriegsmittel keineswegs die Bedeutung der alten Waffen und die Notwendigkeit einer Verteidigung zur See und zu Lande verringere. Die Schiffschiffe stellten im

ERSTER PREIS: Drei Wochen Lido

Roman von Else Kampner

Copyright by Albert Langen / Georg Müller-Verlag.

Schon im Zusammenhören mit den Kolleginnen erwies sich die starke Aufregung, in der sie sich befand; denn während sie sonst immer beherrschend genug blieb, um alle Wünsche und oft recht klügeligen Anspielungen ruhig über sich ergehen zu lassen, vermochte sie das heute nicht. Sie kam um einige Minuten zu spät in den Raum, in welchem die „Vorführdamen“ sich auskleideten und die enganliegenden Seidenstrümpfe anlegten, welche als Unterlage für die gezeigten Toiletten dienten. Hier herrschte immer lebhaftes Treiben, und die vier anderen Mannequins hatten sich unzählige Dinge mitzuteilen, bei deren Durchsprechen keinerlei Scheu irgendwelcher Art zu bemerken war. Der Duft billiger Wohlgerüche lag mit dem Fieber zugleich wie eine drückende Wolke über dem Raum und erschwerte das Atmen. Ellinor ging mit schnellem Gruß an den Schrank, den sie gleich den Kolleginnen für sich hatte, und in welchem die eigene Kleidung tagsüber verschlossen war. Sie nahm die Schuhe und die Seidenstrümpfe, die das Geschäft lieferte, heraus und begann sich auszulegen, indem sie sich hinter die offene Schranktür stellte; denn niemals konnte sie sich zu der fröhlichen Ungelegenheit bekennen, die den Kolleginnen eigen war. Die rot haarige Friede lachte ihr schrilles, lautes Lachen und rief: „Na Birne, wie bist du heute so alle? Gönnt uns deinen wunderbaren Anblick nicht?“

„Gott, laß sie doch!“ gurrte die schwarze Maff, „sie weiß allein, wenn sie sich verdeckt, die Birne.“ Dann lachten sie alle zusammen, und die platinblonde Gertrud schloß: „Kinder, rührt den Teufel der Mitten nicht an, sonst bekommen wir wieder eine Musterkollektion der Birnentugenden vorgelegt.“ Ein Weichen herrschte Schweigen, und Ellinor blickte die Lippen zusammen, um nichts zu sagen. Eine ganz sinnlose Wut gegen diese Mädchen krieg höher und höher in ihr und drachte sie fast zu erlösen. Alle Bein, die ihr das enge Beilammen mit den Arbeitsgeheimnissen bereitete, besonders auch die enge körperliche Gemeinschaft, drohte sich zu entladen, nun sie die Trennung nahe glaubte. Noch schwieg Ellinor und unterdrückte das erregte Zittern ihrer Hände, um nicht die kolossalen langen Seidenstrümpfe ungeklärt zu behandeln, deren sie täglich nur zwei Paar zu beanspruchen hatte, und die sie nicht gerne aus ihrem ziemlich schmalen Einkommen erlösen wollte. Als sie die Strümpfe und Schuhe an hatte und den Slip übergestreift, mußte sie an den großen Spiegel heran, um sich, wie es verlangt wurde, zu schminken. Sie sagte leise und gequält und ahnte nicht, wie unlagbar hochmütig ihr Ton war:

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick an den Spiegel.“

„Bitte sehr, gnädige Frau! Treten Sie näher, meine Dame, bitte recht sehr!“ Mit einer tiefen höflichen Verbeugung sagte es die Platinblonde und gab zugleich Ellinor einen Stoß von hinten, daß sie sich eben davor bewahren konnte, mit dem Oberkörper auf die Schminke zu fallen und den hellen Slip zu verderben. Ellinor wandte sich um und fand hochaufgerichtet da vor den vier Mädchen, die ganz erstaunt verstummten vor dem flammenden Jorne in den dunklen Augen. Sie waren nicht höflich, die vier, nur kühlten sie den Abstand zwischen sich und der, die sie spöttisch „Birne“ nannten, und mußten sich deshalb Luft machen. Ihre Oberflächlichkeit aber erschrak vor dem wilden Ernst, der aus dem Gesicht der blauen Kollegin ihnen entgegenbrannte.

„Lassen Sie mich in Frieden, ich will heute Ihre Art nicht ertragen. Ich tat Ihnen niemals etwas, lassen auch Sie mich in Ruhe!“ Damit drehte sich Ellinor zum Spiegel, und die vier Mädchen gingen still davon, denn so ernst hatten sie es gar nicht gemeint. Sie konnten der fremdartigen Kollegin nicht sagen, wie allein die Tatsache, daß jene immer eifrig höflich zu ihnen war und sie niemals buzte, schon aufreizend wirkte. Die tiefe Verächtlichkeit, ja Feindschaft, die in der andersgearteten Kinderstube ihre Wurzel hat, läßt sich nicht erklären noch auch beseitigen und wird meist falsch gedeutet. Ellinor hätte sie vielleicht rein äußerlich überbrücken können, aber dazu war sie noch zu jung und auch zu eifrig.

Sie suchte jetzt mühsam ihre Ruhe wiederzugewinnen und sich nicht allzu schlecht zu schminken; die Maske, die ihr dieses geschminkte Gesicht immer zu sein schien, war ihr heute besonders willkommen. Während sie noch die Augenbrauen nachzog, kam ein Lehrling eifrig herein geschlüpft und flüsterte eifrig:

„Fräulein Birn, Sie sollen ans Telephon; ein Herr ist da. Aber vorsichtig, daß die Alte nichts merkt.“ Ellinor ließ den Stift fallen und ging eilig hinaus; anstatt aber, wie anempfohlen, durch den Vorhang in die Arbeitsstube zu schlüpfen, wohin das Telephon für die Angestellten in diesem Falle heimlich umgeleitet wurde, ging sie in den Vorführraum und zu dem kleinen Chefbüro, ohne sich um die ungläubigen Blicke zu kümmern, die ihr folgten.

„Guten Morgen, Madame“, sagte sie zu der an ihrem Schreibtisch beschäftigten Chefin, „gestatten Sie, daß ich hier an Ihrem Apparat spreche? Ich werde in einer sehr wichtigen Sache anrufen.“ Und ehe die erstaunte Ellinor antworten konnte, griff Ellinor ruhig nach dem Hörer, stellte den Hebel um und stand so ruhig da in ihrem kurzen fleischfarbenen Slip, als wisse sie nicht, daß das ganze Geschäft ihrem Gespräch lauschte. „Hallo, hier Ellinor Birn; Sie dort, Herr Wilhelm? — Ja? Alles in Ordnung? O wie herrlich! Um zwölf soll ich kommen? Ja, ich bin dort. Sehr freundlich. Danke. Auf Wiedersehen.“

Ellinor legte den Hörer in die Gabel und lag glatt durch Madame hindurch, als sei diese ziemlich umfangreiche Dame Glas und siehe nicht in aller Größe der Entrüstung vor ihr. Ehe jedoch Madame Ellinor etwas sagen konnte, sprach Ellinor mit einer ganz fernem fremden Stimme: „Frei für drei Wochen! Herrlich, ach, herrlich!“

Und plötzlich hing sie an Madames Hals, und eine Flut von Tränen ergoß sich aus den sonst so mutigen Augen auf die elegante Robe der Chefin; Ellinor war zu erkaunt, um etwas anderes zu tun, als das schluchzende junge Wesen festzuhalten; denn daß solche Fassungslösung gerade diese ihre Angestellte pachte, brachte selbst Madame Ellinor um alle Worte. Gut nur, daß es noch so früh am Tage war und vor zehn Uhr kaum jemals Kunden kamen; so konnte das alles erlebte sein, bis die wirkliche Arbeit begann.

„Wollen Sie mir vielleicht sagen...“, begann Ellinor in halb ärgerlichem, halb mitleidigem Tone und schob Ellinor etwas von sich. Die richtete sich auf und begann sich wieder in der Gewalt zu haben; etwas stöhnend zu Beginn, dann immer fester kam es heraus, während ein winziges Taschentuch die verweinte Schminke zu einem furchtbaren Durcheinander auf den Wangen vermischte:

„Verzeihen Sie bitte, Madame; aber ich habe nämlich den ersten Preis der „Wochenblätter“ gewonnen, und das ist eine dreiwöchige Reise nach dem Lido. Der Herr eben bestellte mich für zwölf Uhr auf die Redaktion, wo ich alles Nähere erfahre. Ach, es ist herrlich!“

Gedankenlos betrachtete sich Madame die vielfarbige Palette, welche gerade eben Ellinors Gesicht darstellte, und ihr geschäftstüchtiger Kopf, der seinerzeit sofort den Reklamewert der Anwesenheit dieses Mädchens in ihrem Modehaus eingesehen hatte, schmiedete auch um diese Mitteilung eifrig Pläne.

„Nach dem Lido für drei Wochen? Frühlingstouren schon zu spät; aber alle Hochsommerkleider sowie Strandkleidung, Badelachen und Abendtoiletten. Das ist sehr gut. Sehen Sie sich mal dahin, Fräulein Ellinor, und beruhigen Sie sich. Können Sie aufmerksam zuhören, oder sind Sie noch zu erregt?“

Die drückten vor dem Vorhang in geschlossener Kolonne laufenden Vorführdamen und Verkäuferinnen stellten bei sich fest, daß die Birne immer noch von der Alten „Fräulein Ellinor“ genannt wurde, was eine unerhörte Bezeichnung darstellte, und daß fernerhin die Alte direkt freundlich zu der Birne rebete; sie warfen sich Blicke zu und lachten angeekelt weiter. Madame Ellinor fuhr auf ein Nicken Ellinors hin zu sprechen fort:

„Wenn Sie dorthin geschickt werden, wird man Sie gewiß in einem guten Hotel unterbringen, und es ist jetzt Hochsaison am Lido. Ich werde Sie ausstatten mit allen Toiletten einschließlich Zubehör an Hüten, Schuhen und Dessous. Die einzige Bedingung ist, daß auf den drei Schranktüren, die ich Ihnen mitgeben werde, in großen Lettern steht: „Madame Ellinor, Modes, Berlin.“ Nach drei Wochen liefern Sie mir die Sachen wieder ab, und ich werde sie als Modelle benutzen. Sind Sie einverstanden? Sollten Sie nicht genug Varmittel durch den Preis erhalten, bin ich bereit, Sie auch damit zu versehen.“

Ellinor sah in einem leuchtenden Karbentrad ungläubige Toiletten sich umkreisen, und die Riesenbus-

haben des Namens „Elvira, Modes“ wirbelten das zwischen. Leb wohl, Freiheit, leb wohl, Privatleben. Wieder gebunden an das, was sie hatte, an Kleidung, Hüte, Schminke und damit sich drehen und wenden; wieder nur ein Mannequin, eine Puppe für Madame Ellinors „Schöpfungen“.

Die kluge Geschäftsfrau, gewohnt, jedes Schwanken der Stimmungen von den Lippen ihrer Kundinnen abzulesen und zu ihren Gunsten auszunutzen, tat ein gleiches hier, wo sie sich einen bedeutenden Vorteil durch ihre junge Vorführdame versprach. Sie legte die ringelgeschmückte Hand auf Ellinors nackte Schulter und sagte, so weich es ihre harte Stimme hergab: „Leberlegen Sie es sich, mein Kind; entscheiden Sie weder so noch in Haft. Ich gebe Ihnen den Tag frei und bitte Sie, nur heute im Laufe des Tages herzukommen, lagen wir gegen drei Uhr oder so, und mir zu sagen, wozu Sie sich entschlossen haben; auch wann Sie reisen wollen. Aber bedenken Sie: Sie würden als große Dame auftreten können, während Sie sonst schließlich nur sehr bescheiden am Lido sich herumdrücken müßten. Mit eleganten Toiletten unterhält man sich mehr, als wenn man sich verbergen muß vor der herrschenden Eleganz. Und schließlich sieht man die Firma auf Ihren Koffern ja nur, wenn man ihr Zimmer betritt, also ist das doch tragbar, nicht wahr? Die Koffer für die Koffer trage ich selbstverständlich. Also, Sie überlegen. Auf Wiedersehen, mein liebes Kind. Also auf Wiedersehen.“

Die vor dem Vorhang versammelte Belegschaft konnte eben noch nach allen Seiten auseinanderziehen, als schon Madame sichtbar wurde, die gütig lächelnd, wie sie es sonst nur bei Kunden mit einem Einkauf von mindestens vier Toiletten an tat, Ellinor hinausgeleitete. War es zu verwundern, daß wilder Reiz in den kleinen Herzen der vielen kleinen Mädchen aufstach, wenn sie hörten von dem Lido, von drei Toilettenkoffern und allen Koffern, bezahlt für die Birne? War es zu verwundern, wenn Ellinor wie durch eine Gasse des Schweigens ging, wohin immer sie kam auf ihrem Wege zum Umkleideraum? Aber sie selbst merkte von allem nichts. Sie war schon weit fort von diesen Räumen und dem Duft der Parfumerie, der sie durchwehte. Wie im Traume ging sie vor den Spiegel, um sich abzuwischen, und sah nicht einmal die schrecklichen Karbenmischungen auf ihrem Gesicht; wie im Traume klebte sie sich wieder aus und schlüpfte in ihre Straßenkleidung. Erst als sie fertig war und den Schlüssel ihres schmalen Privatbunkers wie täglich einstecken wollte, begann sie sich, daß das heute nicht nötig sei, daß sie nichts hierzulassen brauchte, weil sie frei war für heute! Da kam ein wunderbarer befreiendes Ferngefühl über sie. Dann trat sie auf die Tiergartenstraße hinaus, warf einen beglückenden Blick ringsum und drückte ihre gefüllte Mappe fester an sich, als könne man sie ihr entreißen. Hier trug sie ihre Freiheit drin, und es war ein unglaubliches Gefühl, am Vormittag vor zehn Uhr auf der Tiergartenstraße zu stehen in der Sonne und im Blätterflattern der großen alten Bäume. Wie lange war denn das her, daß sie nicht mehr an einem Werktag vormittags hier draußen gewesen war? Urlaub hatte sie noch keinen gehabt, und es mochten gut zehn Monate vergangen sein, seit sie die letzte Stunde in der Mannequinschule genommen hatte, von der sie immer vormittags ins Geschäft ging. Ja, volle zehn Monate! Himmel, was hatte sie alles nachzuholen! Und Ellinor legte sich schwingenden Schrittes in Bewegung, um auf den Wegen durch den Tiergarten zu gehen, von denen aus sie die Reiter sehen konnte, die hier ihren Morgenritzt genossen. Ach, Ferde und sonnige Morgenröte; dumpfes Aufschlagen der Hüfte im Sande; Geruch des Federzeuges; Schäumen der Pferde. Wie lange entbehrt, wie lange nicht gehabt! Und hier war es, wo Ellinor sich unglücklich, ohne weiter nachzudenken, für den Plan der Madame Ellinor entschied; denn sie begann sich darauf, ein Bild gesehen zu haben, auf welchem nahe dem Wellenraum am Strande des Lido entlang Reiter ihre Pferde tummelten; wenn die Ellinor bereit war, ihr einen Reiter mitzugeben, würde sie tun, was sie wollte, und mit den drei Monstrositäten in die Welt fahren. Nach diesem Entschlusse war ihr sehr wohl zumute, und sie ließ durch alle belebten Straßen des neuen Westens, bis es Zeit war, zur Redaktion zu gehen. Als sie zehn Minuten vor der Mittagsstunde dort eintraf, sah sie bereits die hohe Gestalt des Herrn Georg Wilhelm neben der Loge des unfremdblichen Portiers aufgebaut stehen. Es war ihr ganz eigentümlich, zu bemerken, daß sie wirklich Freude verspürte bei diesem Anblick, und daß ihr ganz leicht und froh ums Herz wurde; nun Herr Wilhelm da war, würde sich gewiß alles großartig abwickeln, und sie würde keinerlei Schwierigkeiten mehr haben.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein“, begrüßte er sie mit dem Hufschloß, das sie gerne sah, „wie famos, daß Sie pünktlich sind! Ich habe mir erlaubt, auf Sie zu warten, weil ich bereits weiß, wohin wir gehen müssen und man sich hier gar nicht so leicht zurechtfindet.“

„Kein, daß Sie da sind, Herr Wilhelm, und vielen Dank, daß Sie gewartet haben. Gibt man uns jetzt gleich den Preis, ja?“

Georg Wilhelm sah hinab in das junge Gesicht, das

er nicht hatte vergessen können, und weil die großen dunklen Augen zu ihm aufgeschlagen waren, unterließ er es, zunächst zu antworten; dann begann er sich und sagte schnell und etwas verlegen:

„Ja, man gibt ihn uns gleich; hier sind wir.“ Sie traten zusammen in das Zimmer des Chefredakteurs ein, der die Preisverteilung für die beiden ersten Preise sich vorbehalten hatte. Aus den klugen Augen des Mannes mit der Brille zuckte ein Blick des Verständnisses über das bemerkenswerte Paar hin, das da eintrat; er sagte sich, daß man doch nie wisse, was man tue, wenn man sich damit abgibt, Schicksal zu spielen, und fragte ganz nebenbei:

„Die Herrschaften kennen sich schon?“ „Ja, wir haben uns gestern Abend kennengelernt; wir wollten so gerne wissen, ob es wahr ist, und trafen uns in der Bahn. Es ist doch wahr?“ Ellinor war es, die eifrig zu dem mächtigen Manne sprach, der drei Wochen goldener Freiheit in den Händen hielt. Der Chefredakteur fing sich in den fragenden dunklen Augen des Mädchens, wie das nun einmal fast jedem Manne geschah, und sagte lächelnd und zerküret:

„Ja, es ist vollkommen wahr, wenn Sie Fräulein Birn sind.“ „Ja, ja; und dieses ist Herr Wilhelm. Wie wird es denn nun? Wann können wir reisen, und wie ist es alles? Ach bitte, reden Sie doch!“ „Gerne, wenn Sie mir Zeit lassen.“

Sie mußten alle drei lachen, und dann wurden die Einzelheiten mitgeteilt, auf welche Georg Wilhelm nur halbes Ohres hörte, da ihn das entzündete Laufen des Mädchens ganz gefangen nahm. Er kam erst ganz wieder zu sich, als ihn der Chefredakteur zum zweiten Male fragen mußte, welchen Reiseum er wolle, und dann antwortete er nur ein Wort: „Denelben.“

„Wie schön, Herr Wilhelm! Zu zweit wird es viel, viel netter sein!“

Ellinor sagte es mit ihrer verblüffend kindlichen Begeisterungsfähigkeit, und der Chefredakteur bemerkte trocken:

„Ich weiß nicht, mir ist doch, als hätte ich solche Neuerung schon mal irgendwo gehört.“

Georg Wilhelm mußte wieder lachen, und so trennte man sich im besten Einvernehmen, nachdem den beiden versprochen worden war, die Fahrkarten würden am morgigen Tage ausgegeben sein, und sie könnten selbst bestimmen, wann sie fahren wollten; ein Anruf am nächsten Tage genüge, um das Datum festzusetzen.

„Ach, das Datum!“ sagte Ellinor bestimmt, als sie mit Georg Wilhelm wieder wie schon einmal der U-Bahn zuging, „das hängt ja nun ganz von Madame Ellinor ab.“

Und als er sie fragend ansah, erzählte sie dem launischen Manne, welchen Vorschlag man ihr gemacht habe und wie sie entschlossen sei, ihn anzunehmen um des Reizens willen. Das alles kam sprudelnd heraus, die gewohnte Zurückhaltung überspringend in der freudigen Erregung der Stunde und in der Vertraulichkeit, die dadurch geschaffen wird, daß zwei zusammen unter vielen Menschen allein sind. In der Bahn, eng zusammengedrängt auf mühsam eroberten Sitzplätzen, waren sie eine kleine Gemeinschaft, abgeschlossen von der übrigen Welt. Georg Wilhelm sah Ellinor gedankenvoll und etwas befreundet an. Reiten? Ein Mannequin und reiten? Und mit solchen Sturpen derart einem Anbetracht gegenüber? Ueberhaupt hätte er alles andere von ihr gedacht, als daß sie Mannequin sei. Ein kleines Gesichtsfeld froh ihm aus dem Herz, als er dachte, ob all diese Lebensvolle Natürlichkeit vielleicht doch künstlich sei und ob er sich nicht lächerlich mache, wenn er so ein kleines Mädel behandelte mit dem Reiz, den er hier zur Schau trug. Aber gerade in diesem Augenblick schlug Ellinor die Augen zu ihm auf und fragte:

„Warum sind Sie so still, Herr Wilhelm? Finden Sie es falsch von mir, daß ich das tun will mit den drei Koffern? Wissen Sie, meinen kleinen eigenen Koffer nehme ich auch mit, und hinein pade ich alles, was ich wirklich bin, nicht wahr?“

Er nickte nur, denn es schien ihm unmöglich, hier gefühlvolle Verlogenheit anzunehmen, und er sagte sich, daß gerade so wie er sich in einer mehr als seltsamen Stellung befände, so auch sie vielleicht durch besondere Umstände in die ihre gedrängt worden sein konnte. (Fortsetzung folgt.)

In Australien abgestürzt.

L Sydney, 15. November.
Ein britisches Verkehrsflugzeug stürzte Donnerstag früh ungefähr 45 Kilometer von Long Beach (Queensland) ab. Die vier Insassen — drei Mann Besatzung und ein Fahrgast — fanden den Tod. Es handelte sich um das zweite britisches Verkehrsflugzeug, das seit von London nach Australien gebracht hat. Im Verlaufe des letzten Monats hat sich schon ein schwerer Verkehrsunfall in Australien ereignet. Vor nicht ganz vier Wochen ging ein Passagierflugzeug mit elf Insassen verloren, und da keine Spur von ihm entdeckt werden konnte, wird angenommen, daß es in die See gestürzt ist.

Konzert

der Freiwilligen Feuerwehr-Kapelle Wessum

am Sonntag, 18. Novbr. 1934 im im Theaterischen Saale.

Leiter: Hermann Hüfner

Programm:

Mein Regiment	Marsch von Vandenburg
In Treue fest	Marsch von Zeile
Münchener Kindl	Walzer von Komrat
Alle Deutsche Treue	Marschpotpourri a. Franzosen
Hoch Heidesburg	Marsch von Herzog

Paule

Prinz Eitel Friedrich	Marsch von Vandenburg
Kaffi von Bagdad	Ouvertüre von Goldstein
Wir präsentieren	Marsch von Alldorf
Erst August	Marsch von Vandenburg

Anschließend

Tanzkränzchen.

Eintritt 50 Pfg. Anfang 20 Uhr

Es folgt freundlich ein

Freiw. Feuerwehrkapelle Wessum

Deffentliche Mahnung

Rückständige Grundvermögens- und Hauszinssteuer einschl. Monat November, sowie Gewerbesteuer vom Ertrage und vom Kapital für das 3. Vierteljahr 1934 und Bürgersteuer für das Kalenderjahr 1934 für Ahaus und Ammeln sind binnen 3 Tagen zu zahlen, andernfalls kostenpflichtige Zwangsbeitreibung erfolgt.

Ahaus, den 15. November 1934.

Die Stadtasse Ahaus als Vollstreckungsbehörde.

Rochbücher

sind praktische Geschenke

Vorrätig bei

Gebr. Pensang, Gronau

Apollo-Theater

Gronau Mühlenmathe

Täglich abends 8.15 Uhr Sonntag 3.00, 5.30, 8.15 Uhr

Der Franz Schubert-Großfilm



In den Hauptrollen: Martha Eggerth — Lucie Ullrich.

In diesem Film hören Sie das berühmte „Ave Maria“ gesungen von dem

Chor der Staatsoper Wien

unter Mitwirkung des philharmonischen Orchesters Wien

2. Das Vorprogramm

1. Deutscher Winter. 2. Donaumärchen. 3. Fox-Wochenschau

Im Vorrat:

biden letzten Spekt 90 Pfg.

Probieren Sie unsere

la Leberwurst 80 Pfg.

Blutwurst 60 Pfg.

Schinkenputz

RW. 1.— bis RW. 1.10

Raffeler Kipppeper 80 Pfg.

Brouwer

Gronau

Mühlenmathe Telefon 167

Seupin-Creme und Seife

vorzügliches Hautpflegemittel, seit langen Jahren bewährt bei

Flechte - Hautjucken

Ausfall, Wundheilung.

Ahaus: Adler-Drogerie Hogen

Gronau: Weidinger Drogerie, 3. Hofhaus in Wegden: Drogerie Dapper

Zum Eintopfgericht

gepökelte Kippchen, Rastentück

ff. Kochmettwurst und alles, was Sie zum Eintopfgericht benötigen.

Brouwer

Gronau

Mühlenmathe Tel. 167

Schenkt Bücher!

Graue Haare?

Draha Haarfarbe-Wiederhersteller

gibt Jugend, Farbe und Schönheit zurück.

Spielen ein, Anwendung, Unschädlichkeit, sichere Wirkung, Preis 1.50 RM.

West-Drogerie W. Hanfen

Ahaus: Postfach nach Ahaus.

Der beste Auftraggeber bin ich!

Wenn ich komme, müssen tausenderlei Sachen des täglichen Bedarfs bestellt werden, angefangen vom warmen Haus, Unterzeug, Mantel bis zum Ofen. Jeder Geschäftsmann ist jetzt gerüstet. Aber wie steht's mit der Werbung? Da muß noch viel getan werden. Vor allem aber dürfen die Anzeigen in der Zeno-Zeitung

Kreiszeitung für den Kreis Ahaus

(Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt) nicht fehlen! Sich jetzt bei tausenden in Erinnerung bringen bedingt eins: inserieren u. immer wieder inserieren!



Das erste Reichsbauernthing im neuen Reich.

Öffentliche Kundgebung im Kongreßzelt.

DNB Goslar, 15. November.

Seit drei Tagen hat die junge Reichsbauernstadt im neuen Deutschland, das tausendjährige Goslar, das Herz des deutschen Bauerntums zu Gast. Seit drei Tagen haben in der alten Reichs-, Kaiser- und Hansestadt die Führer des Bauerntums in zahlreichen Sonntagsversammlungen die dringendsten Aufgaben für die nächste Zukunft beraten und die Zielsetzung der nationalsozialistischen Agrarpolitik bis in alle Einzelheiten erläutert. Nun sind die Einzelfragen behandelt. Der Weg ist festgelegt, auf dem das große Ziel erreicht werden soll: das deutsche Bauerntum als den Träger unserer deutschen Zukunft, als den unverwundlichen Lebensquell des deutschen Volkes in seinem Bestande zu garantieren, zu erhalten und weiter zu entwickeln. Denn auch über dem zweiten Reichsbauernthing schwebt als Leitpruch das Wort unseres Führers: „Deutschland wird ein Bauernland sein oder es wird nicht sein.“

Der Auftakt zu den öffentlichen Verhandlungen des Reichsbauernthings bildete am Mittwoch ein Abend für die in- und ausländische Presse im historischen Zwingler. Im Mittelpunkt des Abends standen die grundsätzlichen Ausführungen des Stadthauptabteilungsleiters Dr. Winter über die Außenhandelsfragen. Das deutsche Bauerntum wolle sich nicht nur am Ausbau der Handelsbeziehungen beteiligen, sondern trete als ein Vorkämpfer für diesen Handel auf. Für Deutschland bleibe die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse ein Bedürfnis. Die Autarkie sei nur eine Waffe in einem Kampf, den Deutschland nicht wünsche, vor dem es aber auch nicht zurückrede. Das deutsche Bauerntum wolle unter Zustimmung eines bestmöglichen Preisunterchiedes, der ein finanzielles Opfer bedeute, eine Erweiterung des Handelsvolumens herbeiführen, wenn das Opfer und die durch Deutschland geförderte bäuerliche Kaufkraft des Auslandes der gewerblichen Arbeiter und Angestellten zugeute komme.

Am Donnerstag morgen schien dann ganz Goslar nur ein Ziel zu kennen: das Osterfeld im Südosten. Das Thinggelände, das hier liegt, überragt das Wahrzeichen des zweiten Reichsbauernthings, ein monumentaler Aufbau, der in 16 Metern Höhe das Symbol des Reichsnährstandes und zu beiden Seiten die Odalrunen trägt. Die Mittelstraße ist von den Werbemannschaften der SS eingeäumt. Ein Fahnenkreis von Tannen und Farnen umflutet den Ehrenhof, der dem Thinggelände eine einheitlich wirkende Raumgestaltung verleiht.

Der reich geschmückte Kongreßsaal, ein 3000 Personen fassendes Zelt, war schon eine halbe Stunde vor Beginn bis auf den letzten Platz besetzt. Das große Interesse, das die europäische Landwirtschaft dem zweiten Reichsbauernthing entgegenbringt, geht besonders deutlich daraus hervor, daß die meisten Staaten der Einladung des Reichsnährstandes, Ehrengast auf dem zweiten Reichsbauernthing zu sein, freudig gefolgt sind. Bei der Eröffnung des Reichsbauernthings waren u. a. Bauernvertreter aus Ungarn, Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen, Großbritannien, Frankreich, Lettland und der Tschechoslowakei anwesend.

Heilrufe kündeten das Nahen des Reichsbauernführers, dem von seinen Bauern, von denen viele in ihren Trachten erschienen waren, ein herzlicher Empfang bereitet wurde. Die festliche Sonate „Feuermusik“ von Hindel war das feierliche Vorspiel zur Eröffnung des Reichsbauernthings. Eröffnend eindrucksvoll sang der Chor der Reichsbauern das alte Bauernlied „Lever dood as Slav“.

Dann eröffnete der Sprecher des Reichsbauernthings, Staatssekretär Willkies, das erste Bauernthing im neuen Deutschland. Nach alter Sitte und üblichem Brauch erhoben sich die Thinggäste von den Plätzen, um den Führer mit einem dreifachen Siegesheil zu begrüßen. Der Sprecher des Reichsbauernthings begrüßte dann die Vertreter der verschiedenen Gliederungen der NSDAP, der Reichsregierung, der Wehrmacht, der Länder und Behörden, die höheren Führer des Reichsbauernthings und die Brüder von der Saar sowie die Vertreter des Bauerntums aus einer Reihe europäischer Länder.

Staatsrat Helmut Reineke, der das erste Reichsbauernthing des Reichsbauernthings über das Thema

„Der Landarbeiter im Dritten Reich“

übernommen hatte, wies insbesondere darauf hin, es sei bezeichnend für die nationalsozialistische Auffassung, daß ihm als dem Reichskommissar für Landarbeiterfragen die Aufgabe zugefallen sei, die Reihe der auf Thing zu behandelnden Probleme zu eröffnen. Das zeige, daß der Landarbeiter als vollwertiges Mitglied in die bäuerliche Gemeinschaft aufgenommen sei und daß seine Betreuung nicht nur in wirtschaftlicher, sondern vornehmlich in seelischer Beziehung im Vordergrund des Interesses stehe. Bauer und Landarbeiter seien heute eine in unzerbrechlicher Treue hinter dem Führer stehende Gemeinschaft. Wichtiger als ein abstrakter hoher Lohn sei eine bei gegenseitiger Behandlung des Arbeiters. Bei den Reichsbauern habe es auch in der schlimmsten liberalistischen Epoche nie eine solche Entfremdung oder gar feindliche Einstellung zum Brotherrn gegeben, wie in der Industrie. In vielen Gegenden habe der Landarbeiter und seine Familie gewissermaßen auch der Familie des Bauern gehört. Bei der Neubildung deutschen Bauerntums werde die Tatsache gewürdigt, daß der Landarbeiter nach seiner Abstammung

und seiner bevölkerungspolitischen positiven Einstellung eines der wertvollsten Glieder unserer Rasse ist.

Staatsrat Reineke wandte sich dann dem Saisonarbeiterproblem zu, bei dem das Bemühen fortgesetzt werde, trotz aller Schwierigkeiten aus den Wanderarbeiterstellen feste und dauernde Arbeitsplätze für bodenverwurzelte Menschen zu schaffen.

Den oft mit begeistertem Beifall unterbrochenen Ausführungen folgte als zweites Referat die Behandlung eines ähnlichen Problems, nämlich

Die Betreuung der Menschen im Reichsnährstand.

das der ostpreussische Landesbauernführer Matthias Haidn hielt. Er stellte die seelische Betreuung des bäuerlichen Menschen in den Vordergrund seiner Betrachtungen.

Bauer sein, sei eine Angelegenheit der Gesinnung und blutbedingten Lebenshaltung, die nur aus einer Weltanschauung heraus denkbar sei. Die seelische Betreuung müsse diese Gesinnung in der Erhaltung, Nahrung und Verbesserung unseres Blutes, das das höchste Gut unseres Volkes, gewissermaßen unsere völlige Substanz sei, zu betätigen. Der Bauernführer müsse wissen, daß er nicht nur wirtschaftliche Aufgaben zu bewältigen habe. Nicht die Wirtschaft mache die Gesinnung, sondern die Gesinnung gestalte die Wirtschaft.

Nach Landesobmann Haidn behandelte der Führer des Verwaltungsamtes, Freiherr v. Kanne, die Betreuung des Hofes im Reichsnährstand.

Das letzte Referat der Vormittagstagung hatte der Leiter der Reichshauptabteilung IV, Karl Better, übernommen, der über

Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus.

„Wie der Nationalsozialismus die konfessionellen Einflüsse aus dem politischen Gebiet entfernt hat, so verwehrt er auch der Politik jede Einmischung in religiöse Fragen.“

Ein Ruf zu den Waffen deutschen Geistes.

DNB Köln, 15. November.

In der Großen Aula der neuen Kölner Universität sprach am Donnerstagabend der Reichspräsident der NSDAP Dr. Otto Dietrich vor den Spitzen des westdeutschen Geisteslebens, den Rektoren und Professoren der westdeutschen Universitäten und weit über 1500 Vertretern der wissenschaftlichen Welt über das Thema „Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus. Ein Ruf zu den Waffen deutschen Geistes.“

„Wir leben heute am Schnittpunkt zweier Epochen, deren Wechsel und Übergang durch den Weltkrieg und die sozialistischen und nationalsozialistischen Revolutionen in seinem Gefolge ausgelöst wurden. Ist es verwunderlich, ist es nicht ganz und gar natürlich, daß dieser Übergang, in dem das Alte stirbt und das Neue noch nicht fertig ist, seinen Niederschlag auch in einer geistigen Umwertung findet, in einer Krise des Geistes und des philosophischen Denkens, wie wir sie heute sehen.“

Wenn wir das geistige Weltbild, so wie es die meisten Philosophen der Vergangenheit gesehen und erörtert haben, auf einen allen gemeinsamen Ausgangspunkt, auf einen allen gemeinsamen Nenner bringen, dann ist es der Individualismus gewesen, dem sie fast alle in ihrem Denken untertan waren: der Mensch, das Maß aller Dinge. Der Mensch als Einheit von Geist und Materie, von Subjekt und Objekt, der Ausgangspunkt aller Philosophie. Das Individuum, der Einzelne war für die Philosophie aller Zeiten das Bezugssystem aller Erkenntnis überhaupt, das einzige Unverletzliche, der ruhende Pol in den Erscheinungen der Welt.

„Der individualistische Denken liegt die als selbstverständlich hingegenommene Voraussetzung zugrunde, daß der Mensch ein Einzelwesen ist. Diese Voraussetzung — so steht sie auch in der allgemeinen Auffassung verankert — ist falsch und beruht auf einem verhängnisvollen Denkfehler. Der Mensch tritt uns in der Welt entgegen nicht als Einzelwesen, sondern als Glied einer Gemeinschaft. Der Mensch ist in allen seinen Handlungen Kollektivwesen und kann überhaupt nur so gedacht werden.“

Der Mensch ist dadurch begrifflich bestimmt, daß er in Gemeinschaft mit anderen lebt; sein Leben verwirklicht sich nur in der Gemeinschaft. Gemeinschaft ist ein Begriff, dem die ganze Geschichte der Menschheit untersteht, ist die Form, in der das menschliche Leben von der Wiege bis zur Bahre verläuft, ohne die es nicht denkbar wäre. Die tatsächlichen Gegebenheiten, die wir in der Welt finden, sind nicht einzelne Menschen, sondern Rassen, Völker, Nationen. Der Mensch als Individuum mag Forschungsobjekt der Naturwissenschaften sein, Erkenntnisobjekt der Geisteswissenschaften ist er nur als Glied einer Gemeinschaft, in der sein Leben wirklich wird und praktisch verläuft.“

Dieser fundamentalen Tatsache werden die Geisteswissenschaften und insbesondere die Philosophie in ihrer erkenntnistheoretischen Grundlegung Rechnung tragen müssen, wenn sie ihre hervorragende Stellung im Geistesleben der deutschen Nation behaupten und mit ihrer Entwicklung in lebendiger fruchtbarer Verbindung bleiben wollen. Andie Stelle des individualistischen Denkens, an die Stelle des mechanistischen Weltbildes das organische — Weltbild treten. Ich möchte vorweg betonen, daß der Begriff individualistisch, den ich im weiteren verwenden werde, nicht identisch ist mit dem nichtsagenden Sammelbegriff der menschlichen Gesellschaft oder der Menschheit, sondern daß der Universalismus den begrifflichen Gegenstand zum Individualismus darstellt, ein Begriff, der nicht in der „Gesellschaft“, sondern in der Gemeinschaft Wirklichkeit wird.“

die Getreidewirtschaft als Beispiel einer Marktordnung

durch den Reichsnährstand sprach.

Aus den sehr eingehenden Darlegungen über Organisation und Durchführung der neuen Getreidewirtschaft ging hervor, daß die Marktorganisation des Reichsnährstandes keineswegs eine „Kartellisierung der Landwirtschaft“ darstelle, denn das Kartell erfasse meist nur eine einzige Wirtschaftskategorie, die deutsche Getreidewirtschaft dagegen alle Wirtschaftskategorien von der Erzeugung bis zur letzten Verteilung. Die neue Marktordnung wirkt sich in Jahren geringerer Ernte wie in diesem Jahre zugunsten der Verbraucher aus und bringe für den Bauer Ablieferungsleistungen, gewähre aber dafür in Jahren überreicher Ernte auch Ablieferungsrechte.

Am Nachmittag füllten die Bauern wieder das riesige dreistöckige Kongreßzelt bis auf den letzten Platz, erfüllt von dem Geiste uralter deutscher bäuerlicher und bürgerlicher Kultur, die gerade in Goslar eine so hervorragende Pflegestätte gefunden hat. Nach der Wiedereröffnung des Things behandelte Stadthauptabteilungsleiter Roland Schulze das Aufgabengebiet der bäuerlichen Presse als Mittlerin zum deutschen Volk. Die Grundforderung des Nationalsozialismus an die Presse, sachlich, lebensnah und wahr zu sein, gelte in besonderem Maße für die landwirtschaftliche Presse, um das Mißtrauen, das der Bauer von früher her gegen die Presse habe, zu beheben. Schulze gedachte des selbstlosen Einsatzes der NS-Presse für das Bauerntum und der Schaffung einer eigenen Fachpresse.

Ueber die Werbung im Reichsnährstand sprach dann Stadthauptabteilungsleiter Karl Moß. Den Schlußvortrag des ersten Tages hielt der Gauleiter von Mainfranken, Dr. Otto Hellmuth, der ein packendes Bild vom Leben und Sterben des Vorkämpfers für die bäuerliche Freiheit, Florian Geyer, entwarf.

Ein Jubelsturm dankte dem Redner, und das Heil auf den Führer, mit dem der Sprecher den ersten Tag des Reichsbauernthings beschloß, wachte in der gewaltigen Halle ein dröhnendes Echo, das das Ergebnis dieser unwandelbaren Treue ist.



Weibestunde zur Stahlhelmfeier im Magdeburger Dom.

In Magdeburg wurde die 16. Gründungsfeier des NSDAP (Stahlhelm) feierlich begangen. Sämtliche Spitzen der Provinzialbehörden, der Militär-, Landespolizeistellen und der SA und SS nahmen daran teil. Unser Bild zeigt die Weibestunde im Magdeburger Dom.

verwandt. Das erste Programm der faschistischen Partei wird durch folgenden Grundgedanke eingeleitet: „Die Nation ist nicht die einfache Summe der lebenden Individuen, sondern ein Organismus, der die unendliche Reihe der Generationen umfaßt und in dem die Einzelnen nichts als vergängliche Elemente sind. Sie ist die höchste Synthese aller materiellen und immateriellen Güter der Nation. Und in der Carta del Lavoro heißt es: „Die italienische Nation ist ein Organismus, dessen Zweck, das Leben, Mittel denen der Einzelnen oder Verbände in Macht wie in Dauer überlegen sind.“ Hier stellt sich der Faschismus grundsätzlich in Gegensatz zum Individualismus, aber die faschistische Staatslehre, wie sie etwa Guido Borchgoltte in seinem Werk „Faschismus und Nation“ niedergelegt hat, bringt zur Tiefe einer geistig unmaßgebenden und unvollständigen Idee nicht durch. Sie vertritt den Individualismus, ohne sich jedoch das universalistische Prinzip zu eigen zu machen, sondern sucht zwischen beiden ein Drittes zu errichten, das spezifisch faschistischen und ausschließlich faschistischen Charakter tragen soll, das korporative Prinzip, den Korporatismus. „Der Unterschied ist für uns“, sagt Borchgoltte, „daß beim Individualismus das Ganze über dem Einzelnen herrscht. Dagegen aber steht der Korporatismus, bei dem das Individuum und das Ganze in Harmonie miteinander existieren.“ Hier in der faschistischen Staatslehre der italienischen Wissenschaft also sehen wir den immerhin interessanten Versuch, zwar die Gemeinschaft zu bejahen, aber das Individuum vor dem Aufgehen in der Gemeinschaft zu retten.

Es ist das Problem, wie individualistische Freiheit im Rahmen der universalistischen Gebundenheit möglich ist, das uns hier entgegentritt. Und auch auf diese entscheidende Frage kann der Nationalsozialismus eine unangenehme Antwort geben: Das universalistische Denken lehrt die Gemeinschaft als oberstes Prinzip, ebenso wie der Nationalsozialismus nicht das „Individuum“ oder die „Menschheit“, sondern das Volk als einzig reale organisch gewachsene Ganzheit betrachtet. Da das Individuum nur durch die Gemeinschaft existiert, kann es seine persönliche Freiheit auch nur durch die Gemeinschaft und aus ihr ableiten. Die nationalsozialistische Weltanschauung erkennt in Uebereinstimmung damit nicht nur die Freiheit der Persönlichkeit an, sondern fordert sie sogar. Fordert sie um der Gemeinschaft willen, d. h. im Interesse der Gemeinschaft und ihrer immer vollkommeneren Gestaltung.

Die gestaltenden Kräfte und schöpferischen Werte der Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft zur Entfaltung und für die Gemeinschaft zur Geltung zu bringen, ist geradezu das bestimmende Wesensmerkmal der nationalsozialistischen Idee.

Die sog. individuelle Freiheit ist nicht etwas, was dem Menschen etwa von Natur aus gegeben wäre. Von Natur aus ist ihm das Gemeinschaftsbewußtsein gegeben, das Pflichtbewußtsein für die Gemeinschaft, in der er geboren ist. Der individualistische Freiheitsbegriff aber will Befreiung des Einzelnen von dieser Pflicht gegenüber der Gemeinschaft.

Wir leben also, daß die natürliche Freiheit die Freiheit der Persönlichkeit ist, d. h. des für die Gemeinschaft schöpferischen Menschen. Diesen einzig wahren Freiheitsbegriff lehrt schon Aristoteles, der die Freiheit nur dem schöpferischen Menschen zuerkennt. Schöpferisch aber kann man nur sein für eine Gemeinschaft. Schöpferisch kann nur der sein, der sich seiner Pflichten gegenüber der Gemeinschaft bewußt ist und ihnen gemäß handelt. Und deshalb liegt der Begriff der Freiheit Bindung an die Gemeinschaft voraus. Wer dieses Gemeinschaftsgefühl besitzt und seine natürlichen Bindungen anerkennt, der ist frei und fühlt sich frei, denn sein freies Handeln kann niemals gegen die Regeln der Gemeinschaft gerichtet sein, sondern verläuft in Harmonie mit ihr. Diese Harmonie des eigenen persönlichen Willens mit den Pflichten gegenüber der Gemeinschaft aber kann man nicht durch ein konstruktives, korporatives System gewaltfam und künstlich herstellen,

Für den
wichtigen Domänen:

MAGGI'S
Eintopf 15

wollig und
und köstlich

wie es im italienischen Korporatismus geschieht, sondern diese Harmonie wird sich aus der Tatsache der Gemeinschaft a priori ergeben, wenn das Gemeinschaftsbewusstsein in ihr gepflegt und wachgehalten wird. Wer dies Verantwortungsgesühl gegenüber der Gemeinschaft dagegen nicht befreit, und seine sittlichen Bindungen nicht anerkennt, der stellt sich außerhalb der Gemeinschaft. Was er individuelle Freiheit nennt, ist nicht Freiheit, sondern Zügellosigkeit.

Der geistig revolutionäre Wechsel und Uebergang führte Dr. Dietrich wieder aus, bringe Spannungen mit sich, in denen der noch dem Individuum verhaftete Mensch leicht manchmal seine geistige Freiheit bedrängt sehen mag. Aber in dem Maße, in dem das Gemeinschaftsgefühl durch die Erziehung zum nationalsozialistischen Denken wieder zur natürlichen Selbstverständlichkeit werden werde — und in der jungen Generation sei das bereits heute der Fall — würden die problematischen Naturen von heute der Sorge entzogen, einer Freiheit des Individuums nachzutrauern, die ein kaum noch vorstellbarer Denkfehler war und im universalistischen Weltbild des Nationalsozialismus durch die wahre Freiheit der Persönlichkeit ersetzt und gegenstandslos geworden sei. Von dem so gewonnenen Standpunkt aus ist sich auch der Streit um die Freiheit der Wissenschaft und die Freiheit der Lehre, die mancher im nationalsozialistischen Staate nicht gewährleistet sehen will.

Der nationalsozialistische Staat gibt und garantiert diese Freiheit der Wissenschaft grundsätzlich, wenn sie ihrerseits auch nur die primitivsten Voraussetzungen erfüllt, die von jedem Staatsbürger verlangt werden, d. h. wenn sie sich in den Grenzen bewegt, die die Natur uns durch das Leben in der Gemeinschaft gesetzt hat.

Wir haben gesehen, daß universalistisch orientiertes, gemeinschaftsbewusstes Denken die Grundkategorie aller wissenschaftlichen Forschungen ist, soweit sie nicht als rein naturwissenschaftliche Forschung auf die Materie gerichtet ist und in einer anderen die Seele nicht berührenden Ebene liegt. Wer dieses gemeinschaftsbewusste Denken befreit, wird auch nur in seinem Rahmen leben können, und zwar völlig unbehindert und frei leben können. Wer es dagegen verneint, ist von vornherein geistig auf einem toten Geleise, und der nationalsozialistische Staat erweitert der Menschheit einen Dienst, wenn er ihm seine Lehrtätigkeit nicht zur Verfügung stellt. Eine solche von vornherein falsch orientierte Lehre schaltet sich selbst aus aus dem Geistesleben der Nation, da sie nicht mehr Wissenschaft ist, sondern Irrtum.

In der nationalsozialistischen Weltanschauung sehen wir jenen wahrhaft philosophischen Geist lebendig, der nicht nur denkt um des Denkens willen, sondern auch seinen Erkenntnissen gemäß handelt und nach ihnen das Leben gestaltet. Ich glaube, daß gerade in dieser Beziehung einer Weltanschauung, das praktische Leben zu meistern und zu formen, letzten Endes auch der Prüfstein ihrer geistigen Gültigkeit und Wahrheit liegt. Und diese Befähigung zu praktischer Lebensgestaltung hat die nationalsozialistische Weltanschauung wie kaum jemals eine andere unter Beweis gestellt. Der Nationalsozialismus neigt nicht zu abstraktem, trockenen Denken. Seine vollenverbundene Weltanschauung wird die Wissenschaft wieder dem flutenden Leben und die unendliche Fülle seines Lebens wieder der Wissenschaft erschließen. Und dieses Leben ist für die nationalsozialistische Weltanschauung eine Erkenntnisquelle, die sich auch gegenüber der religiösen Frage klar und entschieden abgrenzt. Diese Tatsache, deren man sich manchmal, nicht überall, bewußt ist, möchte ich gerade hier im Rheinland einmal besonders betonen.

Der Nationalsozialismus steht seinem ganzen Wesen nach der religiösen Fragestellung fern. Er gewährt den Kirchen Raum zu freier religiöser Betätigung, ohne sich selbst auf dieses Gebiet zu begeben. Wie er die konfessionellen Einflüsse aus dem politischen Leben entfernt hat, so verwehrt er auch der Politik jede Einmischung in religiöse Fragen. Wer gegen diesen Grundsatz verstößt, verstößt gegen die Grundsätze des Nationalsozialismus. Und deshalb erweist es auch ganz besonderes Interesse, daß auf dem Prager Philosophentag der Münchener Jesuitenpater Przhmura in seinem stark beachteten Vortrag über das Verhältnis von Religion und Philosophie den gleichen Trennungsschritt zieht. Er beantwortet die Frage dahin, daß die Religion einzig auf Gott zielt, die Philosophie dagegen auf die Welt. Diese Basis ist auch die unsere.

Wie die griechische Philosophie die edelste Vertiefung des griechischen Geistes ist, so öffnet die nationalsozialistische Wiedergeburt auch dem deutschen Geistesleben wieder den Weg zu höchsten Höhen. Die Liebe zur Wissenschaft und das Streben zu höchster Weltkenntnis liegt der deutschen Nation im Blut. Zu glauben, daß der Nationalsozialismus diesen Impuls zu hemmen oder gar zu unterdrücken beabsichtige, ist eine Legende. Ihn auf der neu gewonnenen Grundlage zu entfalten und mit

allen Mitteln zu fördern, ist unser Wunsch. Gewiß, den völkischen und die Volksgemeinschaft zerstörenden akademischen Dünkel hat er beseitigt, aber nicht, um das mit der Wissenschaft zu treffen, sondern um umgekehrt die Liebe zur Wissenschaft dem Volke zurückzugeben. Deutschland braucht heute dieses wissenschaftliche Streben und seine starken geistigen Triebkräfte mehr denn je. Nicht nur im eigenen Land, sondern auch nach außen zur Welt gewendet. Wir brauchen nicht nur Tempel der Kunst, sondern auch Dome des Geistes.

Wenn das Rheinland seitens unserer westlichen Nachbarn oft genug vergeblich als ein Glas für kulturelle und geistige Einflüsse gegen das Reich angesehen wurde, so glauben wir vielmehr, daß es dazu prädestiniert ist, ein geistiges Ausfalltor Deutschlands zu sein. Denn das geistige Deutschland der Gegenwart besitzt die innere Kraft, über die Grenzen hinaus vorzustoßen, um den Willen des Weltverständnisses zu durchstoßen, der den Frieden der Welt bedroht. Wir wissen: der Ruf zu den Waffen deutschen Geistes wird nicht ungehört verhallen, wenn er von dem gleichen unbändigen Willen getragen ist, der unser Volk aus dem Zusammenbruch wieder zu neuem starken Leben emporgerissen hat.

800 neue Militärflugzeuge für USA.

Washington, 15. November.

Das Heeresfliegerkorps fordert in einem Gesuch an den Haushaltsausschuß 800 neue Flugzeuge, durch die die amerikanische Luftstreitmacht zur größten und modernsten Luftflotte der Welt gemacht werden soll. 500 von den Maschinen sollen veraltete Flugzeuge ersetzen, so daß die tatsächliche Erhöhung 300 Flugzeuge beträgt. Es wird vorgeschlagen, den Bau der neuen Maschinen über drei Jahre zu verteilen, nach deren Ablauf die Vereinigten Staaten 2400 Militärflugzeuge besitzen würden.

Das Urteil im Pippstädter Bank-Prozeß.

Vogl, Schönfeld und Behrend erhalten hohe Gefängnis- und Geldstrafen. - Dr. Sillensamp und Schönewolf amnestiert.

Ende eines trüben Kapitels im Genossenschaftswesen.

DNB Baderborn, 15. November.

Nach heftigster Verhandlung vor der Großen Strafkammer Baderborn wurde am Donnerstag gegen Bankdirektor Vogl und Genossen folgendes Urteil verkündet: Unter Freisprechung im übrigen wird der Angeklagte Vogl wegen fortgesetzter genossenschaftlicher Untreue, in Tateinheit teilweise mit Untreue nach § 266 Abs. 2 des Strafgesetzbuches bezw. Unterschlagung, und ferner wegen fortgesetzten Betruges zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und zu einer Geldstrafe von 1000 Mark verurteilt. Der Angeklagte Schönfeld wird wegen Beihilfe zur Untreue des Vogl und unter Einbeziehung der bereits am 15. Oktober erlittenen Strafe von einem Jahr neun Monaten zu einer Gesamteingangsstrafe von insgesamt zwei Jahren und drei Monaten und zu einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt. Der Angeklagte Behrend wird wegen Beihilfe zur fortgesetzten Untreue des Vogl, teilweise in Tateinheit mit Unterschlagung des Vogl, und ferner wegen fortgesetzten Betruges zu einer Gesamteingangsstrafe von einem Jahr vier Monaten und zu einer Geldstrafe von 800 Mark verurteilt. Das Verfahren gegen die beiden Angeklagten Dr. Sillensamp und Schönewolf wird auf Grund der Amnestie eingestellt. Die erlittene Unterlassungshaft wird den Angeklagten Vogl und Schönfeld in voller Höhe angerechnet. Anstelle der Geldstrafen tritt bei sämtlichen Angeklagten im Nichtbeitragsfall je 20 Mark ein weiterer Tag Gefängnis. Die Kosten fallen, soweit Freisprechung oder Einstellung erfolgt, der Staatskasse, im übrigen den Angeklagten zur Last.

In der Urteilsbegründung führte der Vorsitzende u. a. aus, daß man bei der Beurteilung des umfangreichen Prognosematerials davon ausgehen müsse, daß hier große Veruntreuungen zu Lasten einer Genossenschaftsbank begangen worden seien, und zwar von Angehörigen der Bank und Genossen. Die Angeklagten hätten in erheblichem Maße Effizienzerminderungen, die reine Differenzgeschäfte seien, also ihrem Sinne nach dem Spiel gleichkämen, durchgeführt. Wenn man hierüber auch

Heilmittelbetrüger am Werk.

Milchzucker als „Arznei“.

RND Oberhausen, 15. Nov.

In einer westdeutschen Großstadt treibt ein 30-40 Jahre alter Heilmittelbetrüger sein Unwesen. Da anzunehmen ist, daß er auch das Industriegebiet aufsucht, ist vorläufig vor diesem Betrüger gewarnt. Der Schwindler sucht Häuser auf und fragt nach alten, kranken Leuten. Diese veranlaßt er durch geistliche Fragen, ihre Krankheitsgeschichte zu erzählen. Dann schwächt er ihnen ein angeblich von einem Professor in Bad Kissingen erfundenes Heilmittel auf, das nach seinen Angaben schon in allen Bädern Anwendung finden soll. Beim Gebrauch des Mittels würden die Kranken schon in wenigen Tagen Besserung verspüren und in acht Wochen völlig geheilt sein. Das Mittel, das er vielen Leuten verkauft, war ein weißes Pulver, das er in großen Aluminiumbüchsen mit Glaslinse und Schraubdeckel mit sich führte. Je nach Größe der Büchse verlangte er 15, 30 und 60 RM. Die sofort bezahlte wurden mußten. In einigen Fällen hat er sich auch mit der Zahlung von zwei Drittel der Kaufsumme als Anzahlung zufriedengegeben. — Das angebliche Heilmittel besteht aus Milchzucker, den der Betrüger in Drogerien kauft und in wahrheitsähnlich am Ort gefälschte Büchsen umfüllt. Ueber die gefälschten Zahlungen stellte er Quittungen auf einfachen Formularen aus, die die Unterschrift trugen: „Mein-Vertrieb, Bad Kissingen, Parf. 8.“ Der Betrüger hat eine ganze Anzahl alter Leute um ihr letztes Geld gebracht.

Furchtbare Bluttat einer Entlassenen.

Wittenfeld, 15. November.

Das Amtsgerichtsgebäude in Wittenfeld war der Schauplatz einer furchtbaren Bluttat. Die 21jährige Franziska Dollinger, die bei dem Vollstreckungsoberssekretär Haß beschäftigt gewesen war, trat gegen 10 Uhr in dessen Amtszimmer und legte ihm eine Abmahnbescheinigung für die Orsrankenkasse

vor. Während Haß das Formular ausfüllte, nahm die Dollinger ein Schlächtermesser aus ihrer Einkaufstasche und verfehrte dem ahnungslosen Haß einen Stich in den Hals, der die Schlagader traf. Ein zweiter Stich ging in den Unterleib. Der Oberssekretär unternahm noch den Versuch, einen naheliegenden Arzt aufzufinden, brach aber unterwegs blutüberströmt zusammen. Die Dollinger dürfte aus Verärgerung ihrer Entlassung aus dem Dienst die Tat begangen haben. Sie wurde in das Amtsgerichtsgefängnis Wittenfeld eingeliefert.

Frecher Raubüberfall.

Sandtische mit 500 RM. entrißen.

RND Gelsenkirchen, 15. Nov.

Im Riehhauser Busch wurde am Mittwoch gegen 22.50 Uhr ein Paar von einem Wegelagerer angefallen. Der Busch enthielt dem Wädhchen, das Verkäuferin einer Gelsenkirchener Filiale ist, die Handtasche, in der sich die Tageseinnahme von 500 Mark befand. Ehe der Wegelagerer des Wädhchens den Burschen fassen konnte, war dieser in der Dunkelheit verschwunden. Bei der sofort aufgenommenen Verfolgung wurde wohl ein Verdächtiger festgenommen, die Tasche mit dem Geld und wichtigen Papieren konnte aber nicht herbeigeschafft werden.

Im Dienste niederländischen Volkstums.

(Lingen, 15. Nov.)

Im Anschluß an die Eröffnung des Heimatmuseums in Lingen fand am 14. und 15. November seitens der Arbeitsgemeinschaft für die Volkstunde Niederlands unter der Leitung ihres Vorsitzenden, Museumsdirektor Dr. Pöckler, ein volkstümlicher Lehrgang statt, an dem außer den Lehrern des Kreises Lingen eine Reihe Forscherpersönlichkeiten teilnahmen.

Am ersten Lehrganastage gelangten mit anschließenden Ausflügen die Lichtbildervorträge „Das Bauernhaus im Emsland und seine Beziehungen zu Niederlands“, von Dr. Pöckler und „Die Siedlungsformen Niederlands“, von Dr. Lehmann zur Durchführung. Dieser theoretischen Bildungsarbeit schloß sich ein Lehrausflug zur Besichtigung von Bauernhäusern und emsländischen Siedlungen an.

Wegen Verhinderung des Redners, Gauamtsleiter Weigel, mußte der für den zweiten Tag angelegte Vortrag „Lebendige Vorzeit links und rechts der Landstraßen“, ausfallen. Sinegen stieg der Lichtbildervortrag „Haus, Tracht und Schmuck“ von Dr. Lehmann, dem ein Rundgang durch das neue Heimatmuseum in Lingen folgte. Die Lehrganastage fand durch eine stimmungsvolle Stadtführung ihren Abschluß.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß der Lehrgang die auf ihn geleiteten Hoffnungen voll und ganz erfüllt hat. Unter sachkundiger Leitung der im Dienste niederländischer Volkstunde stehenden Forscher wurde den Teilnehmern die Urwichtigkeit des niederländischen Volkstums aus der gegenwärtigen Lebenshaltung des Emsländers und eine mühselige Erhaltung Niederlands aus den bodenkundlichen Siedlungsformen und den typischen Bauformen des Emslandvolkes vor Augen geführt.

Ennigerloh, 14. Nov. Mit dem Auto gegen einen Straßbaum. Der Kaufmann W. Kalbshöner geriet mit einem Auto auf der Hammer Straße von der Fahrbahn und kante gegen einen Baum. Bei dem Anstoß floß K. mit dem Kopf durch die Scheibe und blieb schwer verletzt liegen. Neben einem Knie und Schläfenbeinbruch stellte man bei dem Verunglückten eine schwere Gehirnerschütterung fest. In hoffnungslosem Zustand schickte man ihn ins Krankenhaus. Der Wagen wurde völlig zerstört.

Der Führer und Reichstanzler hat dem Geheimrat Prof. Dr. Otto von Güntter in Marbach in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Schiller-Nationalmuseum in Marbach die Goethe-Medaille für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Wetterbericht.

Es, 15. November.

Vorhersage für Freitag: Winde aus Südwesten bis östlichen Richtungen, stark bewölkt bis neblig, sonst vorwiegend wolfig, bei heiterer Nacht viel leichter Frost, tagsüber wenig Temperaturänderung.

Vorhersage für Samstag und Sonntag: Wenig Veränderung in der bestehenden Wetterlage.

Armer, kleiner Mann.

Roman von Liane Sanden.

Copyright: Horn-Verlag, Berlin W. 35.

(Nachdruck verboten.)

Man ist hier an Großzügigkeit gewöhnt. Frau Anja von Daul legt ihren Ehrgeiz darin, daß sich ihre Gäste behaglich fühlen wie in einem Heim und ungezwungen wie in einem Hotel.

Der Frühstückstisch ist von früh bis mittags gedeckt, der Lunch wird nach englischer Sitte genommen und von zwölf bis ein Uhr gereicht. Man sieht selten alle Gäste gleichzeitig verabschiedet, wenn man kommt, ist es recht. Der Abendstempel ist gleichfalls ungezwungen. Nur das Nachbrot hat sich als friedlicher Haupt- und Staatsakt: alles verabschiedet sich in großer Speisegalerie, die Kerzen an den Wänden des gedeckten Speisesaales glänzen, die Tafel ist blumenüberhäuft. Ganz gleich ob Sommer oder Winter — die neu eingerichteten Gedächtnisblätter von Buchenwäldern den Frühling herbei.

Im ganzen Bezirk spricht man darüber, was für ein großartiger Lebenswandel auf Schloß Buchenwalde jetzt herrscht. Jo Joachim von Dauls Lebzeiten unterschied sich Buchenwalde in nichts von anderen Gütern der Umgebung und war heute es jetzt doppelt. Man hatte sogar in der letzten Zeit gemerkt, daß es Daul finanziell schlecht gegangen. Da hatte aber die junge Frau Anja von Daul eine große Erbschaft gemacht — kurz vor dem Tode Joachims. Da war es mächtig bergauf gegangen, neue Ställe wurden gebaut, das gute Rüstzeug angeschafft — er hätte ausruhen können, der Joachim. Aber mitten in der schönsten Ausbauphase starb er. Auf jämmerliche Weise, beim Reiten eines Jagdgebirges. Es gab damals eine furchtbare Aufrichtung, denn Joachim von Daul war beliebt gewesen, selbst bei den letzten Gutsbesitzern. Seine junge Witwe führte den Betrieb mit ein paar eingearbeiteten Inspektoren weiter — sie selbst kümmerte sich genau so wenig darum wie bei Lebzeiten ihres Mannes. Sie war keine Landfrau. Man sah sie niemals im Mittelteil oder beim Wäldchen — und das Leben auf Schloß Buchenwalde wurde bald ein geradezu furchtbares. Neue Autos kamen, neue Dienerschaft, es wurde gebaut und neu eingerichtet. Fast

täglich kamen Lieferungen von Riga aus den Geschäften.

In der ganzen Umgebung sprach man viel über diese Verschwendungssucht der jungen Anja von Daul. Man mochte sie hier nicht, wo man von Frauen Häuslichkeit verlangte, Tüchtigkeit in Hof und Haus, ganz gleich, ob die Frau eine Kammersfrau war oder eine Gräfin. Die Gutsbesitzer hier waren die Kameradinnen ihrer Männer. Anja von Daul war wie eine Zuspätkommene, war hier in einem falschen Boden. Und wenn man das Leben auf Schloß Buchenwalde sah, dann dachte Jo mancher von Joachim von Dauls Standesgenossen und Freunden, vielleicht war ihm viel erspart geblieben durch seinen tragischen Tod.

Der Joachim hatte sich blind und toll verliebt in die gleichaltrige, fremdartige Schönheit Anja. Und sie konnte aus einem Manne den Kopf verdrehen mit ihrer seltsamen Gestalt, ihren goldbroten Haaren und den großen flammenden Augen. Es ging ein Hauch von Leidenschaft und Verführung von ihr aus, die einem einsamen Manne wie Joachim wohl Kopf und Herz warm machen konnte. Daß die Ehe lange glücklich gewesen, das glaubte niemand von den Freunden und Bekannten Joachims. In den Dienerschaftstuben wurde so allerlei geräunt von heiligen Auftritten der jungen Frau von Daul mit ihrem Gatten. Auftritte, die erst gegen Anja von Dauls Verhalten gegenüber dem kleinen Hann, dem Sprößling aus Joachims erster Ehe, gekommen sein sollten. Es wurde auch viel geredet über die Verschwendungssucht und Vergnügungssucht der jungen Frau. Und man hätte den Tag voraussehen können, wo diese Ehe auseinandergefallen wäre, wäre nicht plötzlich dieser schreckliche Tod des Gutsbesitzers gekommen.

Aber alle diese Dinge kannte Hann-Henning von Pöhlken nicht. Er wußte ja von diesen Ereignissen in diesem verlorenen Winkel der Heimat nichts als das, was ihm Joachim von Daul vor seinem Tode geschwiegen. Und nun war er auf dem Wege zu Joachims Witwe und ihrem kleinen Sohn.

Marise Simonat hat die ersten Schritte von Hann-Henning von Pöhlken weg langsam und gleichmäßig ge-

tan. Um nichts in der Welt mochte sie eingestehen, wie diese Bewegung sie in der tiefsten Tiefe aufgewühlt hat. Gleichmäßig mit ihren langen federnden Schritten, den Kopf steil im Nacken, ist sie gegangen. Raum aber wußte sie sich aus der Schwere, da war es mit ihrer Haltung vorbei. Da hat sie stillgestanden, hat die Arme um den Stamm einer Eiche geklemmt, die das erste junge Grün des Frühlings in ihren Blättern trug. Wie ein Frühlingssturm hat es Marises jungen Leib durchschüttelt, fest hat sie das Gesicht in die harte Rinde des Baumes gepreßt. Tränen sind aus den Augen gestürzt. Lautlos hat sie vor sich hingelacht:

„Du bist wiedergekommen, du bist wiedergekommen!“ Glück und bitteres Weh zugleich sind in ihrem Herzen. Da hat sie nun geglaubt, sie ist fertiggekommen mit dieser Erinnerung. Aber jetzt ist diese Erinnerung Gegenwart geworden. Dieser Gegenwart muß man sich fassen, ob man will oder nicht. Gott möchte sehen, daß diese Begegnung mit Hann-Henning die einzige blieb. Aber das würde eine trügerische Hoffnung sein, wenn er sie hier irgendwo in der Nähe wußte, dann gab es kein Ausweichen. Hier traf man ihn immer wieder. „Und was dann, mein Gott, was dann?“ flüsterte Marise.

Da hat sie jahrelang geglaubt, sie ist mit ihrer irdischen Jungmädchenliebe fertig geworden. Aber jetzt wußte sie, diese Liebe ist mehr als eine Jungmädchen-schwärmerei, sie ist das, was eine Frau nur einmal empfinden kann, und wird es bleiben, wie das Schicksal auch bestimmen mag.

Endlich riß sie sich auf. Sie kann hier nicht stehen bleiben und weinen. Sie muß tapfer sein. Zuhause wird sie erwartet. Sie wußte sich die Tränenpünktchen vom Gesicht, streifte sie die Haare glatt und geht schnell heim nach Schloß Buchenwalde. Dort ist schon alles in vollem Betrieb.

„Gut, daß Sie kommen, Fräulein Marise.“ meint die Wirtschafterin, als Marise vom Hintergang schnell ins Haus tritt. „Der Tee soll gleich serviert werden, alle Gäste sind schon da.“

„Aber Sie möchten vorher erst zum Hann kommen.“ sagt ein Diener, der eilig mit einem Tablett in die Küche kommt.

In der nächsten halben Stunde mußte Marise zwanzig Hände haben, um alles zu schaffen. Zuerst einmal schnell zu Hann ins Kinderzimmer. Seine kleinen Freunde wollen gerade gehen. Man muß sie fertig machen. Dann muß man Hann helfen, er soll heute abend gebadet werden. Von niemandem läßt er sich so gern ausheben wie von Marise. Die Kinderfrau ist schon nebenan im Babyzimmer. Schnell und geschickt entkleidet Marise den kleinen jarten Karl. Er kann sich heute gar nicht rühren. Seine Glieder sind wie Holz, wenn man nicht ganz behutsam ist, tut ihm jede Berührung weh. „Nun läßt du dich schon haben, Hann.

Und wenn du dann im Bettchen liegst, kannst du das neue Buch lesen, weißt du, das ich dir gestern gegeben habe. Ich sehe auch ganz bestimmt noch einmal nach dir, ehe du einschliffst.“

„Tust du das auch ganz bestimmt, Marise?“ bittet der Kleine, „ich kann gar nicht einschlafen, wenn du nicht bei mir gewiesen bist.“

„Ganz bestimmt komme ich, Hann.“ Marise zieht Hann behutsam den Bademantel an, hebt ihn auf ihre kräftigen Arme, trägt ihn ins Babyzimmer.

„So, Julia, da haben Sie ihn.“ die alte Kinderfrau mit ihrem guten, runzeligen Gesicht empfängt den kleinen Hann, nimmt ihn in die Arme, legt ihn ins Babybett. Seine schmerzverzerrten Züge entspannen sich, wasser. Seine schmerzverzerrten Züge entspannen sich, wasser. Seine schmerzverzerrten Züge entspannen sich, wasser.

„Nicht wahr, das warme Bad tut dir wieder gut, mein Karlchen.“ meint Marise zärtlich.

Marise streicht Hann noch einmal schnell über sein weiches, dichtes Haar. „Also auf Wiedersehen, kleiner Hann.“

Hann sieht ihr sehnsüchtig nach: „Weißt du, was ich möchte, Julia?“ fragt er leise und geheimnisvoll.

„Na, was denn Jungchen?“

„Ich möchte mit Marise fortziehen, ganz, ganz weit fort, wo uns keiner findet. Niemand, auch Mutti nicht und —“

„Wohin willst du denn reisen, Jungchen?“

„Der Kleine senkt die Stimme: „Ans Meer, Julia, weißt du, wo Marise zu Hause ist und die Wäldchen liegen und die Meerjungfrauen abends im Mondlichte baden.“

„Meerjungfrauen im Mondlichte baden? Im Mondlichte badet kein Christenmännchen.“

„Ach, du dumme Julia.“ sagt Hann zärtlich und überlegen. „Die Meerjungfrauen — das sind ja auch keine Menschen, das sind eben — eben —“ er überlegte, wie er es Julia klar machen soll, „das sind eben schöne Mädchen und unten sind es Fische.“

Die alte Julia bekreuzigt sich. Was das Jungchen auch immer für komische Gedanken hat! Oben ein Mensch und unten ein Fisch, was das ist doch nicht.

„Und dorthin willst du, zu den grünen Meerjungfrauen — und mich willst du ganz allein hier lassen, Jungchen? Was soll ich denn ohne meinen kleinen Hann machen? Hab dich doch als erste in den Armen gehabt.“

Eine leuchtende, magere Kinderhand taucht aus dem Wasser auf, streicht zärtlich das dunkle Kleid der alten Julia: „Julia, du darfst mitkommen. Julia, du als einzige, Marise würde es sicher erlauben.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Münster und dem Münsterland.

Die Gedächtnisfeier des katholischen Werkvolkes

für die Gefallenen des Krieges und der Arbeit.

Das katholische Werkvolk Westdeutschlands ist, wie wir bereits vor einiger Zeit mitteilten, am 21. November zu einer großen Gedächtniswallfahrt nach Münster ausgerufen. Hier soll der Grundstein gelegt werden für eine Gedächtniskapelle, die allen Gefallenen des Krieges und der Arbeit geweiht ist. Diese Grundsteinlegung ist verbunden mit einer Gedächtnisfeier des katholischen Werkvolkes für alle Kriegsgefallenen und Arbeitsopfer.

Sonderzüge und zahlreiche Autowagen werden über zehn tausend Teilnehmer aus dem weiten Bereich des rheinischen und westfälischen Landes nach Münster bringen. Abgesandte der westdeutschen Diözesanverbände katholischer Arbeitervereine sowie die gesamte Bundesführerschaft werden anwesend sein. Clemens August, Graf Galen, der hochwürdigste Herr Bischof von Münster, wird die Grundsteinlegung selbst vornehmen.

Diesem bewährten Tag der Totenerinnerung leitet eine feierliche Totenmesse für alle Verstorbenen des Bundes und besonders für die Opfer von Krieg und Arbeit. Die vereinigten Chöre der katholischen Arbeitervereine in der Stadt Münster singen zum ersten Male die Deutsche Totenmesse, die eigens hierfür geschrieben worden ist.

Am Nachmittag bewegt sich unter dem Gesänge aller Gloden der Stadt Münster der schweigende Zug aller Teilnehmer vom Kettelerheim zum Dom. Bergknappen mit umflorten Grubenlampen und Trauerfahnen werden den Zug eröffnen. Einzigartig und von ergreifender Wirkung werden die Gruppen von Soldaten und Bergknappen sein, welche die geweihte Erde bringen von den Kampffeldern des Krieges und der Arbeit; um sie hinzutragen an die heilige Opferstätte der Gedächtniskapelle. Diese geweihte Erde ist entnommen den blutgetränkten Schlachtfeldern von Tannenberg, Langemarck, Verdun und den Vogesen, vom Annaberg und von den Seemannsgräbern an der Wallerfante, von den Massengräbern der großen Grubenkatastrophen im Ruhr- und Ruhrgebiet, von Schlesien und von der Saar. Am Zuge folgen die Träger des Heldengedenkbuches, in das über 20 000 Namen der Gefallenen und mehrere tausend Namen der Arbeitsopfer eingetragen sind.

Nach den Eingangsgebeten, die den erschütternden „Ruf aus der Tiefe“ der Kuppelkanten in lebendiger Anwendung auf den Alttag des Werkmannes zeigen, erfolgt die Segnung des Totenbuches, das später auf dem Gedächtnisaltar niedergelegt werden soll. Der bis weit über die Grenzen des Münsterlandes bekannte Kanzelredner Dompropst Dr. Donders wird die Gedächtnispredigt halten. Daraufhin wird in einem feierlichen Weiheakt die geweihte Erde der Gräber des Krieges und der Arbeit, sowie die von Sr. Eminenz, dem Kardinal von Köln, dem Bischof von Münster und dem Verbandspräsidenten Dr. Müller unterzeichnete Urkunde in den Grundstein des Altares versenkt. Anrufe für die Gefallenen des Krieges und der Arbeit, Friede und Gebete, bilden den Abschluss der Gedächtnisfeier.

Neben der Kettelerfahrt des katholischen Werkvolkes nach Mainz wird die Gedächtniswallfahrt nach Münster eine der bedeutendsten und eindrucksvollsten Begebenheiten für das katholische Werkvolk in den letzten Jahren sein.

Preiswettbewerb zur Feuerstuhlwache.

Das Ergebnis — Münsterländische Preisträger.

Am Preiswettbewerb anlässlich der Feuerstuhlwache 1934 ist die Entscheidung getroffen worden. Unter den Preisträgern befinden sich auch einige Münsterländer, und zwar erhielten Frau Bern. Ederer, Bogholt, einen Preis von 20 RM, Otto Thiele, Münster, einen Anerkennungspreis zu 50 RM, und M. Nordhaus, Gremmen einen Anerkennungspreis zu 10 RM. Bei der Zuteilung der Preise hat das Preisgericht die Arbeit berücksichtigt, die von vielen Einladern geleistet wurde; Berge und Reine sind oft mit hübschen Zeichnungen verbunden worden. Von den 12 gezeichneten Bildern waren als falsch zu bezeichnen und somit zu durchstreichen: Bild Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 8 und 11.

Münster, 15. Nov. Feierlicher Semesteranfang Gottesdienst. Die katholischen Studenten und Studentinnen versammelten sich heute morgen in der St. Petruskirche zum gemeinsamen Semesteranfang-Gottesdienst. Der seitige Dekan der katholischen-theologischen Fakultät, Prof. Dr. Schneider, hielt ein feierliches Hochamt. Prälat Prof. Dr. Donders gab in kurzen Zügen ein Bild vom Leben und Wirken des hl. Albertus Magnus. Er feierte den Seligen als denjenigen, der die Wahrheit liebte, erforchte, verkündete, erfüllte und endlich zur Schau der Wahrheit gelangte. Der Prediger bezeichnete es als ein Werk der Vorlesung, das aus dem Schülerkreis Albertus des Großen einer hervorgehen sollte, der als leuchtendes Bild in der kirchlichen Wissenschaft für alle Zeiten unvergessen bleiben wird, der sogar in gewisser Hinsicht seinen Meister noch überliefert hat, nämlich Thomas von Aquin.

Münster, 15. Nov. Beförderungen in der Hitler-Jugend. Befördert wurden durch den Reichsjugendführer: Die Führer der Oberbann I (Industrie), Bannführer Hans Strube, Oberbann III (Sauerland), Bannführer Viktor Bernhard, Oberbann IV (Siegerland), Bannführer Willi Maus, zu Oberbannführern. Die Führer des Jungvolks im Oberbann I (Industrie), Jungbannführer Ostermann, Oberbann II (Sauerland), Bannführer Kniprath, Oberbann IV (Siegerland), Bannführer, zu Oberbannführern. Die Führer der Banne 130, Unterbannführer Kiegeberg, 251, Unterbannführer Gleis, und 262, Unterbannführer Bismann, und 55, Unterbannführer Kolin, zu Bannführern. Der Abteilungsleiter P der Gebietsführung Westfalen, Unterbannführer J. Weitenfeld, zum Bannführer. Der Führer des Jungbannes 1/13 (Münster), Stammführer Kurt Bost, zum Jungbannführer.

Münster, 15. Nov. Feierstunde der SS im Rundfunk. Am Sonntag, den 18. November, überträgt der Reichssender Köln vormittags um 11 Uhr eine Feierstunde der Hitlerjugend aus dem großen Saal des alten Rathauses in Münster.

Münster, 15. Nov. Brauerei Westfalen wird wieder eröffnet. In der nächsten Zeit soll, wie wir hören, die Brauerei Westfalen, die leinerseit von der Ritterbrauerei übernommen wurde, wieder ihren Brauereibetrieb eröffnen.

Münster, 15. Nov. Die 2. große Kaffe-Gesellschaft der Landesgruppe Westfalen. Die 2. große Kaffe-Gesellschaft der Landesgruppe Westfalen wird am Samstag, den 17. November, um 11 Uhr, durch den Oberpräsidenten Frhrn. von Vinck eröffnet. Zur Schau sind 45 000 Tiere angemeldet. Für die Besucher wird die Schau am Samstag und Sonntag, von 9 bis 19 Uhr, geöffnet sein.

Münster, 15. Nov. Schwurgericht. Das Schwurgericht unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Dr. Niermann wird am nächsten Montag gegen einen (wegen verurteilten Tötung) Angeklagten aus Münster und am Dienstag gegen einen wegen Meineids angeklagten Frau D. aus Rheine verhandeln.

Bredeln, 15. Nov. Ein Rudel von 7 Wildschweinen wurde in den letzten Tagen an der holländischen Grenze, in der Nähe von Bries, gesichtet.

Dorsten, 15. Nov. Großer Nikolausumzug geplant. Von altersher besteht in Dorsten ein Nikolausumzug der Kinder, der vor drei Jahren zu neuem Leben erwacht wurde.

Um das Erdöl im Münsterland. Ein Federkrieg.

Münster, 15. November.

Die Meldungen über Erdölbohrungen im Münsterland haben einerseits die höchsten Erwartungen ausgelöst und andererseits größte Zweifel erweckt. Wir haben uns mit Absicht bisher auf die nackten Meldungen von den in Angriff genommenen Bohrungen beschränkt und haben es vermieden, auf das Für und Wider einzugehen. Unsere Meinung geht dahin, dass man sich weder übertriebenem Optimismus hingeben sollte, das es jedoch auch verfehlt wäre, pessimistisch die Hände in den Schoß zu legen und die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Wir wollen also die Erdölbohrungen in unserer Heimat weiter mit größtem Interesse verfolgen, ohne auf Erfolg oder Misserfolg zu „spekulieren“.

Um die Erdölbohrungen im Münsterland hat es in den letzten Tagen einen Federkrieg gegeben, von dem wir unsere Lesern Kenntnis geben wollen, weil in ihm das Für und Wider klar und deutlich herausgestellt worden ist. Das Mitteilungsblatt der Reichsbetriebsgemeinschaft Bergbau in Bodo „Deutscher Bergbau“ glaubt die Öffentlichkeit entschieden warnen zu müssen.

Es geht zwar, so schreibt das Blatt, in Westfalen eine ganze Anzahl von Erdöl- und Asphaltspuren. So finden sich in den nördlichen Kohlenbohrungen im südlichen Münsterlande harte Gase mit einem geringen Anteil von höheren Kohlenwasserstoffen, in seltenen Fällen auch kleine Spuren von Petroleum. Weiter im Westen und im Norden seien Vorkommen von Asphalt, festeren von Petroleum, ebenfalls sowohl aus Bohrungen wie aus Tagesausflüssen bekannt. Diese Vorkommen im Westen und Norden würden jedoch wahrscheinlich mit dem Steinkohlengestein nicht zusammenhängen. In einem dieser Gebiete, nämlich bei Ochtrup, werde zur Zeit mit Hilfe eines Reichsdozenten eine Erdölbohrung ausgeführt. Das Blatt warnt vor übertriebenen Meldungen und Anpreisungen. Hinsichtlich der Nachrichten über große Erdölagerstätten im Münsterlande sei zunächst einmal größte Vorsicht geboten, da die Verhältnisse dort durch aus nicht klar liegen und nach Lage der Dinge nur sehr tiefe Bohrungen von mindestens 2000 bis 3000 Meter in Frage kämen. Es sei noch nicht sicher erwiesen, dass die harten Gase, die einige der alten Kohlenbohrungen antraten, mit größeren Erdölvorkommen zusammenhängen. Es sei vielmehr denkbar, dass diese Gase als schlagende Wetter aufzufassen seien, die aus den in der Tiefe folgenden Kohlenflözen stammen. Die maßstabgerechten Anpreisungen, dass in Westfalen bereits die größte Erdölagerstätte Norddeutschlands entdeckt sei (hiermit sind die Bohrungen bei Aicheberg, Kreis Lübbecke, gemeint, D. Red.), sind nach „Deutscher Bergbau“ Behauptungen, die sich durch Tatsachen bisher in keiner Weise belegen lassen.

Offenbar gegen diesen Artikel gerichtet ist eine Zuschrift an die R. B., die ebenfalls von fachkundiger, freilich nicht unbeteiligter Seite zu stammen scheint:

wurde. Dieses Jahr soll er die ganz betonte Note des Volksfestes tragen. Die gesamte volkschulpflichtige Jugend Dorstens — das sind 2000 Kinder — wird am 9. Dezember mit Fackeln aller Art durch die Innenstadt sieben und den Gedanken des Volksfestes wieder in alle Kreise tragen. Die Stadt wird an diesem Tage ein festliches Gewand anlegen. Der Turm der Pfarrkirche wird angeleuchtet und das alte Rathaus in festlicher Illumination erleuchtet. Ebenso werden die Privatbauten, die in der Beleuchtung ihrer Häuser wetteifern. St. Nikolaus ist einer der Patrone der Stadt und wird als solcher im Stadtfest gefeiert.

Ahlen, 14. Nov. Vollbeschäftigung bei den Stanz- und Emaillewerken. Die Nachfrage nach emaillierten Haus- und Küchengeräten ist weiterhin überaus reg, so dass die Werke voll beschäftigt sind. Allerdings führen einige Fabriken lebhaft Klage darüber, dass von der Rundschau in der Hauptstadt billige Ware verlangt wird.

Ahlen, 15. Nov. Organisierter Kartoffeldiebstahl. Vor dem Schöffengericht hatten sich verschiedene Personen aus Ahlen wegen Diebstahls von Kartoffeln und Weizen zu verantworten. Im Laufe der Verhandlung stellte sich heraus, dass die beiden Angeklagten D.

Vierfacher Mord in Schwelm.

Geisteschwacher erschlägt Frau, Sohn, Tochter und Enkelin.

Der Mörder festgenommen.

Schwelm b. Hagen, 15. November.

Am Mittwoch nachmittag wurden in der verlassenen Wohnung der Eheleute August Schüler in Schwelm, Landstraße 9, die Ehefrau Ida Schüler, 51 Jahre alt, und der 21jährige Sohn Otto tot im Bett liegend aufgefunden. Die Leichen wiesen im Gesicht und am Hals mehrere Schlag- und Stichverletzungen auf. Als Täter kommt der 52jährige geistesranke Ehemann, Händler August Schüler, der am Dienstag gegen 9 Uhr seine Wohnung verlassen hat, in Frage. Er wurde am Mittwoch in Begleitung

einer Frau und eines Kindes in der Nähe von Begenburg, Gelsenor an der Bopper) gefahren.

Durch die von der Nordkommission der Landes-kriminalpolizeistelle Bochum in Verbindung mit der örtlichen Polizeibehörde in Schwelm sofort eingeleiteten Fahndungsmassnahmen konnte Schüler am Donnerstag in Hagen ermittelt und festgenommen werden. Er gab an, auch die bei ihm gefundene Frau und das Kind, es handelt sich um die in Barmen wohnhaft gewesene Tochter des Schüler und deren Tochter, getötet und in einem Waldchen bei Begenburg unter einem Busch versteckt zu haben. Die Leichen wurden dann auch an der von ihm angegebenen Stelle gefunden. Er hat seine Opfer erst durch Hammerschläge betäubt und dann durch Messerstiche bzw. -schnitte getötet.

Die amtliche Darstellung.

Zu dem Fall Schüler teilt uns die Polizeiverwaltung nach folgendes mit: Am 14. November, mittags gegen 12 Uhr, wurde der Ortspolizeibehörde von einem Bewohner des Hauses Landstraße 9 mitgeteilt, dass in der Wohnung der Eheleute Schüler etwas nicht in Ordnung sein müsse. Der Ehemann sei am 13. November 1934 vormittags mit zwei Paketen aus dem Haus gegangen, das Schlüssel der Wohnung sei mit Papier verstopft, seit Freitag, dem 9. November, habe man die Ehefrau Schüler und den im Haushalt wohnenden Sohn Otto nicht mehr gesehen.

Die sofort entsandten Kriminalbeamten versuchten Einlass in die Wohnung zu bekommen, was ihnen aber nicht gelang. Daraufhin besorgten sie sich eine Leiter und sahen dann in das im zweiten Stockwerk gelegene Schlafzimmerfenster hinein. Hierbei bemerkten sie, dass in den Betten anscheinend zwei Leichen lagen. Der sofort benachrichtigte Polizeikommissar begab sich mit weiteren Beamten zu der fraglichen Wohnung und ließ diese mit Gewalt öffnen. Im Schlafzimmer fanden sie in den Betten die Leichen der Ehefrau Schüler und des Sohnes Otto. Beide Leichen waren sauber aufgebahrt und die Köpfe mit Kopfkissenbezügen so umgelegt, dass die Gesichter frei waren. Auf den Betten lagen zerstreut verschiedene beschriebene Zettel, Photographien von dem vor Jahren ertrunkenen Sohn, der in Wuppertal-Elberfeld wohnenden verheirateten Tochter und eines Enkelkinds, ein gerahmter Denkpruch und zwei angefangene Strichtrümpfe. Nach oberflächlicher Befichtigung wurde festgestellt, dass die Leichen schwere Verletzungen am Kopf aufwiesen und der Tod schon vor längerer Zeit eingetreten war. Kurze Zeit später traf die telefonisch benachrichtigte Landeskriminalpolizei und der gleichfalls benachrichtigte Kreisarzt Dr. Wante ein.

Nach Feststellung des Totatbefundes wurde sofort die Fahndung nach dem Täter eingeleitet. Gegen 17 Uhr liefen die ersten Meldungen aus der Bevölkerung ein, dass Schüler gegen 15 Uhr in Begleitung einer Frau und eines kleinen Kindes in der Nähe des Resthofes gesehen worden sei. Gegen 18 Uhr lief eine weitere Meldung ein, dass Schüler auf dem Wege nach Willepe allein gesehen wurde. Die auf Grund dieser Mitteilungen eingeleitete Suchaktion war ohne Erfolg und durch die eintretende Dunkelheit erschwert. Gleichzeitig wurde die Mitarbeit der Bevölkerung durch Presse- und Rundfunkveröffentlichungen angestrebt.

Auf Grund dieser Veröffentlichungen konnte Schüler am 15. November 1934, vormittags gegen 8 Uhr, in Hagen auf der Straßenbahn festgenommen werden. Nach seiner Festnahme bestätigte sich die Vermutung, dass Schüler auch seine in Wuppertal-Elberfeld wohnende verheiratete Tochter mit deren 21jährigem Kind getötet habe. Der Täter wurde aufgeföhrt, die Beamten zum Tatort zu führen. Nachdem er die Beamten zunächst stundenlang freizug und quer durch die Wälder am Bielefelder Kopf in der Wupper auf Münster Gebiet geführt hatte, wurde der Tatort gefunden. Die Tochter mit dem Kind lag an der Wäldung eines Waldweges unter einer Rinde. Nach dem Totatbefund ist die Tötung auf dem Waldwege ausgeführt und danach die Leichen an dem Fundort gelegt worden. Die Tötung erfolgte wiederum durch Schläge auf den Kopf und Schnitt- und Stichwunden.

Schüler ist geisteskrank und will näheres über den Tathergang nicht mehr wissen. Nach Beendigung der Feststellungen wird er dem hiesigen Amtsgericht zugeführt.

Neu!

ALVA

»RUNDE SORTE«

im Aegypterformat — mit Stickereien

3 1/3 %

Erster Schnee.

Von
Franz Friedrich Oberhauser.

Als der Kuhlhofer zeitig in der Frühe aufwachte, sah er draußen vor dem Fenster ein mattes, weiches Schimmern. Einen Augenblick lang dachte er daran, ob der Mond im Vollen stand. Aber er erinnerte sich, daß er die zunehmende Sichel gestern Abend noch blank und klar über dem Gamsstark gesehen hatte, als er in der Dunkelheit aus dem Tal heraufgestiegen war.

In dieser Nacht war Schnee gefallen. Nimmlich viel. Die ganze Nacht hindurch mußte es niedergefallen haben. Es war auch so still und gedämpft, so sonderbar. Der Kuhlhofer hatte es im Schlaf gespürt, daß draußen die Zeit sich wendet.

Unerwartet war also der Winter mit den silbernen Stiefeln über die Kämme und Zinken herübergewandert, rein aus dem ewigen Nichts heraus. Denn gestern war der Himmel noch blau, mild und späthommerlich gültig. Unten im Tal waren die Kuckbäume noch grün. Wohl trugen die Birnbäume schon ein farminrotes, leuchtendes Laub und die Vogelbeeren hingen in glühenden, roten Trauben flammend gegen den strahlend blauen Himmel. Langsam hing der Wald da und dort zu verrotten an. Ueber die Berghäupter aber war der Winter mit ersten flüchtigen Schritten gegangen.

Ein langes Weiden sah der Kuhlhofer hinaus in das immer heller werdende Dämmerlicht. Dann drehte er sich um, nach seinem Weib. Die Agnes war schon auf. Er sah sie jetzt vor dem Fenster, in der Dämmerung, die Haare sich flechten.

„Schau einmal, Agnes — ist der erste Schnee!“ sagte er. Aber die Agnes schweig. Sie drehte sich den Haarkranz fester zu einer leicht ergauten Krone.

„Bist noch immer in schlechter Laune, Agnes?“ fragte er. „Ist es dir so nah gegangen, das mit dem Fortkmaier?“

„Nicht wegen dem! Red dir nur drein, Bauer“, meinte sie dann langsam. „Saus und Hof sind dein Eigentum. Ich bin dir nur eine Hilf und Pflicht, alles in Ordnung zu halten.“

„Red dir nur drein!“ — sagt du? Hast immer gut gewirtschaftet, du, Haus und Hof gehören dir genau so wie mir. Ich meinte nur dem Lukas zugut. Der braucht das Säus oder nicht. Den zieht die Stadt. Und wozu haben wir es denn? Für die paar Almäh? Für die Landtreiber? Für einen alten Knecht? Die Steuern sind fällig. Holz hat kein Preis. Vieh hat kein Wert. Nur das Geld, das Geld wird immer teurer!“

„Red dir nur drein!“ — sagt die Agnes wieder. „Wird nicht immer so bleiben. Wird wieder aufwärts gehen. Weiß es ganz sicher. Weil es gegen die Natur war.“ Ganz gegen die Natur. Bauer, das sollst du fühlen. Warst halt einmal schwach, als dir der Fortkmaier gar so süß in die Ohren geflügelte. Der kann es gut gebrauchen, die Weider, die Huden, die Almen und all die Gründe. Der ist ein Nimmerlart. Dem gelingt alles, weil die Bauern schwach werden, die Not groß ist, das Geld rar. Aber der Lukas, der kommt nicht in die Stadt. Der soll ein Bauer werden wie wir. Der soll sich radern wie wir. Der soll läsen und ernten wie wir. Damit er was vom Leben versteht. Es wird ihm nicht schaden. Der Bauernland wird wieder gut werden und hinaufkommen. Und jetzt steht auf, bin gleich mit dem Frühkud fertig!“

Der Kuhlhofer steigt aus dem Bett. Er geht ans Fenster. Grad friert er zu den Menschen, wenn er den ersten Schnee sieht. Und fast ist es, wahrhaftig kalt. So über Nacht! Alles ist zugebeut draußen, nur ein paar Baum schau aus dem Silber heraus, unbefähigt und fremd. Das ist nicht der richtige Winter.

Langsam zieht sich der Bauer an. Geht hinunter in die Stube, rückt an den warmen Ofen. Herrgott, war nie so empfindlich, der Kuhlhofer, hat es nie so gekühlt. Immer muß er an den Schnee draußen denken. Wird ein sauberes Wetter geben. Er trinkt den heißen Rasse aus, zieht die Tasse an, steckt die Pfeife in den Mund, bestet einmal ordentlich auf das kleine, hornene Rippentüch, redet kein Wort mehr mit der Agnes, die ihm ausweist und so tut, als ginge die Welt aus den Fugen. Diese Welt draußen, die einen großen Herrn braucht, einen, der es versteht, von unten herauf, einen, der immer sich gleich bleibt, immer stark und beherrschend.

Die Sonne steigt über die Zinken. Weit sind die Weiden weiß. Die Wälder sind voll Schnee. Unten im Tal aber wärmt die Sonne und alles ist grün.

So ist es im menschlichen Leben: Oben fängt es immer zuerst mit dem Silber des Alters an. Hat es längst bemerkt, der Kuhlhofer, auch bei seinem Weib. Das Leben fängt an müd zu werden, die Arbeit geht langsamer aus den Händen, die Mühe wird größer, die Plage macht warm und bringt unnütze Gedanken.

Dieser erste Schnee, dieser frühe Schnee, sinniert der Kuhlhofer, während er langsam über den Gang wandert. Durch die Ställe ist er, hinauf auf die Weiden. Ueber die Weiden. Wirklich bleibt er stehen. Dort oben, nicht weit, grad an der schönsten Stelle ringsum, auf breiter Lichtung, weit vor, steht das kleine Haus für die Jugend, das er einst in einem Glanz träumte und dessen Traum in Erfüllung ging. Für wen? Für Agnes und den Lukas. Der große Wald daneben kommt genau von der Gamscharte herab, wo die Lämmer hängen. Aber der Wald hält die weißen Teufel auf. Mit breiten, riesenhaften Armen. Schon oft hat er all das verkaufen können, aber er hat darüber gelacht wie ein Fuch.

Langsam geht er weiter durch den ersten Schneetage. Immer steigt es verlockend durch seine Gedanken. Hundert und wieder hundert und tausend, als bar in Silber, oder in Papier, wie er's will. Und die Zeit, mein Gott, diese Zeit ist doch ganz anders. Ganz andere Geleise, andere Werte, und ein Herz, das ganz verdrängt ist, ganz verdrängt. Junge Leute reden anders heutzutage.

Langsam biegt der Bauer ab und steigt hinunter in das Tal. Es ist einmal abgemacht, und er will ungern zurück. Freilich, der Lukas, wenn er bleiben tät? — er hält ihm nicht freien Weg geben sollen! Aber Handel ist Handel, steht nur der letzte Handschlag.

Immer tiefer steigt der Bauer. Der Schnee hat sich schon verloren. Die Wälder stehen da, grün und frisch. Die Weiden sind noch braun; aber die Winterlaute treibt schon mit zarten, grünen Spigen aus der Erde. Dort und da arbeiten noch Knechte und Mägde. Jetzt säumen Hagebutten den Weg des Kuhlhofer. Und die Bäume sind voll Laub. Nichts von einem Winter ist da zu spüren. Ordentlich warm wird es dem Menschen. Und ganz wohl fühlt er sich in der wärmenden Sonne. Er knöpft seine Tasse auf und steckt die Rodenden weit nach rückwärts, daß die Sonne ordentlich die Brust wärmt. Dann bleibt er einmal stehen und schaut von der Wegbiegung aus zurück.

Dort oben, dort schimmert es noch, aber da herunter, da ist es noch fast Sommer. Blau durchweht ist die Luft. Alles schäumt in glühenden Farben. So ist es recht. Nicht so plötzlich weiß werden über Nacht, hineintappen in die Kälte, in den Winter.

Er hört den Klang der Kuhglocken in den Straßen. Er sieht den Menschen nach. Alles ist so sonderbar anders. Er weiß selber nicht, was es ist, was er fühlt. Es ist da, wie die Zeiten da sind. Es liegt in der Natur. Er denkt darüber nicht nach. Er würde keine Erklärung finden. Er mußte einfach so denken, so tun.

Er kommt zum Fortkmaier. Er geht hinein in das kleine Haus. Draußen auf der Veranda steht eine gläserne Wein. Der Fortkmaier kommt und schenkt das Glas voll. „Bist du früh,“ sagte er, „das hab ich gern. So verdammt nichts!“ Und er greift in die Rocktasche und holt das Geld heraus: große Scheine.

„Bist du früh, als zu spät!“ sagte der Kuhlhofer und schaut zu, wie der Fortkmaier die Scheine auf den Tisch legt. Einen nach dem andern.

Die Sonne fällt ins Zimmer, warm und gut. Und hoch droben steht der Schnee blinken auf den Graten. Und da liegt er.

„Sted es wieder ein, Fortkmaier.“ Er schließt das Geld mit dem Pfeifenkopf zurück. „Behalt es dir. Weißt, der Lukas soll Bauer werden. Er muß Bauer werden. Er

spürt's, es liegt in der Luft, daß es uns wieder besser gehen wird — vielleicht schon bald.“

„Gestern hast anders geredet, Kumer“, lächelt der Fortkmaier verlockend.

„Ja, gestern...! Gekommen ist vorbei. Gekommen ist nicht heute! Du verstehst mich. Man wird über Nacht ein anderer Mensch. Das ist so. Fortkmaier: schau hinauf zu den Bergen. Dort liegt er erste Schnee. Und da herunter, da ist es noch lauter warm und sonnig.“

Er schweigt. Sein Blick streift wieder die Alpen. Er will nicht weiterreden. Er will nichts sagen davon, daß der Mensch alt wird, so etwas Wehliches wird es wohl gewesen sein; dieses Gefühl des Alters, des ersten Schnees. Daß der Mensch schwach wird, nachgibt — wie die Agnes meinte — Dummheiten macht. Es ist ja alles so selbstverständlich, so alltäglich. Und trotzdem ist es oftmals von so großem Wert und von so großer Entscheidung im Handeln und Tun eines Menschen.

Der Sohn des Müllers.

Von
Walter Siemes.

Oft habe ich ihm zugehört, als ich noch Knabe war, wenn er die lange Holzstange zog, daß am anderen Ende des Hebelarms das Schließentor krächtig in den eisernen Führungen hochging, daß die gestauten Wassermassen, wie rasend vor Freude über die wiedergewonnene Freiheit, sich rauschend und weißschäumend die offene Straße hinabstürzten und in jähem Ansturm die Schaulen des Mühlrads unter sich wegdrückten, die sich ihnen wie die Teller offener Hände in den Weg stellten. Ich habe ihm zugehört, wenn seine breiten Schultern die allermächtigsten Säde hin- und hertrugen, treppab, treppab, zwischen Kornkammer und Mahlgang, zwischen Mahlgang und Kornkammer, ohne Unterlaß. Ich habe ihn in der Dämmerung am Wehrrand sitzen gesehen, die erloschene Pfeife im Mund, und still und kumm auf die dunkle Fläche des Wassers starren, auf seine leise quirlende und gluckende Bewegung und auf die hohen Schatten der Bäume auf jenem Grund in der letzten Helligkeit des Tages. Und ich sehe ihn noch heute, da die Erinnerung über mich kommt, über die Straße zur Kirche gehen, sehe das Bild eines Menschen, der groß und stark und fähig war wie kein zweiter im Dorf, der aber den Kopf und den Blick gesenkt hielt, nicht nach rechts und nicht nach links schaute. Ich höre noch die Vorübergehenden ihm die Tageszeit bieten, manche mit lautem, hellem Anruf, wie mit einem ermunternden Auf-der-Schulter-Klopfen: „He, Tag, Hennes!“ und höre ihn halblaut und wie verächtlich den Gruß erwidern, in dessen er still und schen seines Weges weitergeht. Aber kein Bild ist in mir, daß ich ihn mit andern in plauderndem Gespräch zusammen sehe, geschweige denn in der Stille, geschweige mit einem Weibsbild, geschweige in der Eisenbahn. Nichts als das für die Arbeit Unumgängliche kam von seinen Lippen, nichts außer diesem, so schien es, kam in seine Ohren. Er lebte, seitdem er wieder aufgetaucht war im Dorf und in der Mühle, am Rande der Gemeinschaft, am Rande der Welt.

Vielleicht, mein Vater, daß er darauf gewartet hat, einer wenigstens möge kommen und ihm helfen, die Mauer zwischen ihm und den andern abzutragen, einer wenigstens möge wahrhaft und wahrhaftig ihm die Hände auf die Schultern legen mit freiem, ehrlichem, geradem Wort: „Du, Hennes, verdammt, wie ist das damals eigentlich gewesen?“

Niemand kam, niemand legte ihm die Hand auf die Schulter, niemand sprach von dem, was allein er hören wollte, was allein alle dachten, wenn sie ihn sahen und mit ihm zu tun hatten, was allein in seinem Leben hoch aufstieg, blühte und drohte und unübersehbar. Niemand kam. Sie gingen, sie schlichen um ihn herum, um ihn und die Sache, auf die es ankam. Denn sie mochten um des Hennes willen, nicht daran rühren“ oder sie fürchteten die jähige Hitze seines Blutes, oder aber er war für sie, wie sie selber sich ausdrückten, erledigt und zu nichts weiter mehr nütze denn als Beispiel der Verderbtheit und der Schlechtigkeit der Welt.

Später freilich, als ein anderer den Hebelarm der Schließung ziehen mußte, als ein anderer die schweren Säde mit mehr Mühe und auf weniger breiten Schultern hin- und herschleppte, als keiner mehr mit der erloschenden

„Also dein letztes Wort? Tüt mir leid, Kuhlhofer!“

Der Fortkmaier bietet ihm das Glas Traminer an, der so glüht in den Adern. Aber der Kuhlhofer lehnt ab. Er steht auf, gibt ihm die Hand und geht wieder fort im warmen Tag. Durch die warme Sonne. Er steigt wieder hinauf, und es ist ihm, als wäre er wieder frisch und jung, stark wie vor Jahren.

Oben wartet schon die Agnes auf ihn. Sie fragt nicht viel. Und dies Schweigen ist Frage genug.

„Alles Schnee ist fort, schau einmal rundum, Bauer. Das war ein Spaß. Gell, Mathies, das war ein Spaß!“ Der Bauer lacht es. Er muß lachen.

„Hast recht, Agnes.“ Er redet mit einem Ton in der Stimme, daß das Weib aufhorcht. Ein Spaß. Man muß bloß nicht drauf reinfallen!“

„Vielleicht so —“ redet sie langsam weiter, „vielleicht so wie auf diesen schönen Schnee von heut Nacht. Der alles so silbern machte. Und den die Sonne weggetrunken hat wie im Kinderpiel!“

„Genau so, Agnes. Genau so! Der Mensch ist auch nichts anderes als ein Stüb Natur.“

Und in der kleinen aber tiefen Rede des Kuhlhofer spielt ein Klang, als hätte er den ganzen warmen, sonnigen Tag aus dem Tal heraufgebracht.

Pfeife einsam in der Dämmerung am Wehrrand hockte, damals wieder konnte man davon hören: Daß wohl mehr an einem Menschen sein könne, der einen Kerl totschlägt, der sich über sein Mädchen hergemacht, als an einem andern, der die Hand nicht aufhob. Daß der Hennes bis zu jener unglückseligen Kirmesnacht ein treuer Bauer und prächtiger Burck gewesen sei, der es bei den Soldaten bis zum Unteroffizier gebracht habe, und daß die Gedanken und Triebe in manchen Menschen Brust schlimmer sein könnten und tausendfach schlimmer seien in der Welt als Gedanke und Trieb vor einer einzigen vollendeten Tat. Und was das Juchthaus angehe: daß da vielleicht mancher eher hineingehöre, der zeit seines Lebens hochangesehen und geachtet unter uns wandele, wenn er sich auch wührend die Taschen fülle und seiner Brust das Schändlichste nicht fremd sei.

So sprachen sie mit großen und nachdenklichen Augen, und nur wenige, für die der Hennes eben seit langem erledigt war, hörte man sagen, es habe sich ja nun erwiesen, daß der Kerl sich immer noch nicht an ein ordentliches Leben habe gewöhnen können.

Vielleicht daß der Verschollene, der still, wie er heimgelehrt, aus der Heimat fortgegangen war in die Nacht hinaus auf einen langen Weg, der nichts mitgenommen hatte als das, was er am Leibe trug, vielleicht, sage ich, daß er mit der dunklen Spinnstunde auf Einflamen die Reden der Leute hinter sich gehört hat. Möglich auch, daß er ein halbes Jahr später den Tod des Vaters, irgendwo in der Welt, in sich gefühlt, daß er gesehen hat, wie der dunkle Eichenjarg aus der Mühle getragen wurde durch ein unabschätzbares Spalier schwarz gefleibter Menschen. Vielleicht daß da der Hennes, irgendwo in der Welt, die Stirn an einen Baum oder an den warmen Hals eines Pferdes gelehnt und leise geschluchzt hat.

Die Mühle aber wurde gemäß der Vorchrift des Testaments versteigert, und der Erlös wurde für den rechtmäßigen Erben gerichtlich hinterlegt.

Gleichmütig krönte das Wasser weiter, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr, zu dem alten Mühlrad hin, sammelte sich vor dem Stauewehr wie versprengte Truppen zu geballter Kraft, stürzte sich hinab durch das offene Tor auf die ausgebreiteten Schaulen und bewegte mit dem Rade die weißen, rollenden und knirschenden Steine, daß sie den Menschen das Brot bereiteten. Wie aber der Wind mit jedem Wehen Sand und Staub in eine Mulde der Erde treibt und sie mit jedem Hauch mehr und mehr anfüllt, bis nach Jahren nichts mehr von ihr zu sehen ist, so verwischte die Zeit die Spuren der alten Müllerkolonie mit unmerklicher Gedärde von Tag zu Tag.

Und vielleicht wäre auch diese Erzählung ungeschrieben geblieben, wäre nicht das Bild der Ereignisse und ihrer Menschen noch einmal auf so große und ergreifende Weise vor uns hingestellt worden: Indes nämlich im April des Jahres 1916 ein alter Notar aus einer süddeutschen Kleinstadt in unser Dorf gereist kam, um die Regelung eines Testaments zu befragen, das ein Johannes Hausmann, gefallen am 12. März 1916 vor Verdun, bei ihm hinterlegt hatte und gemäß dem sein Vermögen an die Angehörigen des Erschlagenen verteilt wurde.

Da lagte der Großknecht Michel. „Mein Vater ist hier Knecht gewesen, ich bin hier auf diesem Boden rund um Wellworm geboren und aufgewachsen, ich werde auch hier bleiben.“

Auf dem Hof hörte man den Bauern im lauten Ton Befehle erteilen.

Da machte sich jeder wieder an seine Arbeit, der Großknecht und die Magd Katharina.

„Michel“, schrie der alte Moelenward seinen Knecht an, „was gibst heute zu tun.“ „Wie übernachtet der große Mann ausach. Vom vielen Trinken kam das und von den Stunden, die man gehend verbrachte.“

„Den Deich wollten wir fiden“, wachte der Knecht zu antworten.

„Was, den Damm? Können wir damit Geld verdienen? Fünfzig Jahre hat er gehalten, wird wohl jetzt auch noch seine Schuldigkeit tun.“ Säen und ernten ist wichtiger, als Deiche nachzusehen. Im Winter ist dazu Zeit genug.“

„Herr, aber die Sturmkräfte stehen vor der Tür, die Maulwürfe sind im Erdreich drüben am Koldamm!“

„Laß sie auch leben, gestern war einer hier, der hat mir ein Deichbruchtopfchen versprochen. Viel Geld kostet's, aber es wird schon seine Schuldigkeit tun. Solch lässliches Erzeugnis. Was die probiert haben, das ist immer gut.“

Da erkannte der Knecht, wie zwecklos es war, dem Bauern die Notwendigkeit der Deichunterhaltung klar zu machen. Ja, wenn der auch immer vierhändig in die Stabt fuhr, weder Pflug noch Sichel anpakte und gleich wie die Söhne sich einen Dred um die Bauernwirtschaft kummerte, freilich, dann waren keine Pferde da, zum Karren am Koldamm, dann fehlte es an willigen Knechten, an fleißigen Männern. Wie der Herr, so auch die Knechte. Nur Michel nicht, der wurde nicht übermütig und vermessend gegen Gott und die Natur.

Eine Woche später hatte er an die zwanzig Knechte von den Nachbarn zum Deichbau gewonnen. Freilich schafften die außerhalb des Tagewerts, den Koldamm wieder in Ordnung zu bringen. Die Knechte statt der Bauern. Die hatten's nicht nötig, zu arbeiten, die saßen hinter ihren Bier- und Weintrügen.

Wellwormer Knechte aber schaukelten am Damm, befestigten ihn hier und da, gaben alle Kräfte her, denn sie gingen mehr an diesem Grund und Boden, als die Eigner des Landes, die reichen Marschenbauern. Zu leicht hatten die das Land hier gewonnen. Ahnte ihrer Weib, daß dieser Boden auch gleich schnell wieder vom Meer geraubt werden könne?

Kannte keiner der Marschenbauern mehr das Wort: „Es ist auch Landrecht, daß wir Frießen eine Seeburg kisten, einen goldenen Ring, der um ganz Friesland liegt? Wir Frießen sollen unser Land verteidigen mit dem Spaten, der Schiebstarre und der Forke. Und sollen es schämen mit Schwert und Speer und dem goldenen Schild gegen den hohen Helm und den roten Schild und die ungerechte Herrschaft.“

Alles hatte sich geändert in diesem Lande, selbst die Knechte mußten die Herren beschämen durch die Arbeit ihrer Fäuste. Stolz überkam sie. Einmal würde man den Enteln und Kindesfindern von den Marschenbauernknechten erzählen, die das Land gerettet hatten.

Großknecht Michel wurde der Führer der deichschaffenden Knechte. Sehr schweigend war er geworden, seit ihn die Kameraden zum Leiter der Arbeiten erwählt hatten. Zu keinem Menschen sprach er in seiner verschlossenen Art von dem, was als zweites Gesicht der Magd Katharina erschienen war.

An einem Herbstmorgen traf er die Katharina wieder: „Heiraten muß du, Kathrin.“

„Ja“, nickte die Kathrin und erzählte, „aber wen heiraten?“

Da lachte der Großknecht. „Nicht, mein Deern... ich bleibe auf dem Deich, wenn er zu brechen droht... ich werde auch dort stehen, wenn hier nichts mehr aufragt... aber das andere... Kathrin... darüber spricht man nicht...“

Im Westen ballte sich ein Gewitter zusammen. Zwölf Stunden später setzte die Springflut ein. Lust als die Bauern der Nachbarschaft auf dem Moelenwardhof verarmelt waren zu fröhlichem Umtrunk.

Michel, der treue Knecht, aber machte sich in dieser Nacht auf zum Deich; in ihm aber sprach eine Stimme: Die Kathrin hat wahrgelehen.

Michel nickte, als er oben auf dem Damm stand. Hier würde er halten. Aber dort weiter nach Osten zu... da waren die Arbeiten noch nicht beendet. Nach eilte er ins Dorf, Knechte zu holen, Mägde, Frauen und Kinder... das Volk wollte den Deich der Herren retten.

Drei Stunden schaukelten sie, raminten Kähle in den Grund und legten Säde auf die Gefahrenstellen... dann war es zu spät... Die Frauen raminten querselb ein, die Knechte folgten.

Auf einem Rappen sprengte der Knecht durch die Nacht, dem Moelenwardhof zu... er, der Knecht, auf einem Bauernpferd, das er sich genommen hatte... ritt und ritt, bis vor das Haus seines Herrn, pöchte ans Fenster und pöchte und pöchte so lange, bis ihm der Bauer entgegengekommen war... Betrunken sollte er dem Knecht etwas zu... schimpfte, als er ihn hoch zu Roh erblickte. Ein Knecht zu Pferde, vor seinem Herrn...

Großknecht Michel aber brüllte dem Bauern nur zu: „Die Dämme brechen... rettet Euch zum Land.“

Die Dämme waren die Bauern nüchtern, schimpften nicht mehr, sondern häuteten um ihr Leben davon. Genugsucht und Reichtum hatte sie herabgewürdigt zu Memmen, die um ihr Leben zittern.

Michel aber setzte die Magd Kathrin auf sein Pferd, brachte sie in Sicherheit, weit herein auf feste Land... In jener Herbstnacht des Jahres 1634 gingen verloren nicht weniger als 27 Halligen, 1300 Hufe, an die 6000 Menschen mußten ihr Leben lassen. 50 000 Stüd Vieh schwemmte die Flut hinweg, aus fruchtbarem Aderland war Wüste geworden. Kirscherne hatten wieder Heimatrecht dort, wo früher Eiser geschritten waren.

Das gewaltige Raubtier Meer hatte zum Sprung angelegt und hatte den Menschen vertrieben, weil er nicht wachend zu hüten wußte, was seine Väter ihm erobert hatten.

Billiger Ersatz für Radium.

Die Behandlung mit Radiumstrahlen ist ein wichtiger Bestandteil der Krebsbekämpfung. Der ungeheure Preis für Radium macht allerdings diese Behandlung sehr kostspielig, sodaß man einen geeigneten Ersatz suchte. Man fand ihn in Mesothor, einem radioaktiven Element, das in der Heilmirklung des Radium gleich, aber wesentlich billiger ist. Es wird schon vielfach in den deutschen Krankenhäusern verwendet. Dieses Element Mesothor wird aus Monazititand gewonnen: aus 50 kg Monazititand erhält man 1 Zehnmilliontel Gramm Mesothor nach etwa 4 Jahr der Bearbeitung; da aber auch die anderen Bestandteile des Monazitandes verwertet werden können, so stellt sich das Mesothor um etwa ein Drittel billiger als das Radium. Dr. Wolf, der Leiter der Radiologischen Abteilung der Degea A. G., Berlin, berichtet in der „Umschau in Wissenschaft und Technik“ (Frankfurt/Main), daß auch ein wichtiger Unterschied in der Lebensdauer zwischen Radium und Mesothor besteht. Radium hat praktisch unbegrenzte Lebensdauer — in 100 Jahren zerfallen erst einige Prozent —. Mesothor ist etwas nach 50 Jahren verbraucht. Dafür erreicht es aber schneller seine härteste Strahlung, was für die Behandlung der jetzt lebenden Kranken wichtig ist. Eine wirkungsvolle und billige Art der Tiefenbehandlung von Geschwülsten ist jetzt herausgearbeitet worden: es ist gelungen, kleine Fäden oder Stäbchen herzustellen aus Thorium X, das als Zerfallsprodukt von Radiothor, folglich ein Enkel des Mesothors ist, die in die Geschwulst eingepipet werden können. Dort jenseits der heilenden Strahlen aus. Wenn sie sich erschöpft haben, werden sie neutrale Substanzen, die einheilen oder auch vom Organismus selbstständig abgestoßen werden.

Die Welt der Germanen. Von Professor Dr. Jan de Vries. 247 Seiten. In Leinenband M. 6,—, Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Das Buch ist das Ergebnis langjähriger eigener Forschungsarbeit. Wohl zum ersten Male unternahm es hier ein Gelehrter, eine große Zusammenfassung germanischen Lebens und germanischer Geisteshaltung zu geben. Und gerade darin liegt der Schlüssel zum Verständnis germanischen Lebens überhaupt, daß Einzelaspekte nicht von einander getrennt, sondern in ihrem Zusammenhang mit den großen Gesichtspunkten betrachtet werden. Von de Vries ist ein Meister des Wortes. Die Lektüre seines Buches vermittelt nicht nur ein großartiges Bild des Lebens und der Weltanschauung unserer Vorfahren, sondern ist auch sprachlich ein Genuß. In 70 Einzelsätzen berührt Verfasser alle die Fragen, die den Lebenskreis unserer Vorfahren ausmachen. Wir hören vom germanischen Menschen, seinem Alltagsleben, seinem Familienleben, seinen Charaktereigenschaften. Der gesellschaftliche Aufbau der germanischen Völker wird anschaulich dargestellt. Germanischer Glaube und germanische Weltanschauung werden uns gelangen und als altgermanisches Schrifttum erscheint germanische Größe. Die bildende Kunst in ihrer schätzbaren Einfachheit wird zum Ausdruck eines tiefen Geisteslebens. Aus den fein abgemessenen Schilderungen und Vergleichen fließt der Leser immer wieder den Aufschlag einer längst vergangenen Zeit. Keine lange, atemlose Auszählung von Funden führt den Genuß des Buches. Es bringt nur die Auswertung der Forschungsarbeiten aus Sagen und Liedern, Ausgrabungen und geschichtlichen Aufzeichnungen und weiß diese ungemein fesselnd und anziehend darzustellen. Eine Stärke des Buches ist es gerade auch die Seiten germanischer Kultur zu beleuchten, die sonst vernachlässigt werden. Das Buch gehört in die Bibliothek eines jeden Deutschen.

Das große Strafgericht.

Eine Erzählung vom friesischen Deichbruch im Herbst 1634.

Von
Gerd Feuerhake.

„Ich mach's nicht mehr mit“, stellte sich Magd Kathrin vor den Großknecht hin und stampfte zornig mit dem Fuß auf die lehmige Erde der Tenne, „alles soll man allein machen, früh um vier raus, die weil der Bauer und die Frau bis um 10 Uhr in den Betten liegen... Säulen und...“ Stracks hielt ihr jetzt der Großknecht die Hand vor den Mund.

„Sei still, wenn's einer hört, mit der Peitsche wirst du fortgejagt...“

„Was schon, sollen mich ruhig vom Hofe peitschen, diese übermütigen Großbauern, aber es wird sich rächen, der Herrgott läßt sich nicht ewig gefallen, daß man solch ein Überleben führt... Einer ist wie der andere, auf allen Höfen das gleiche...“

„Halt den Schnabel“, wandte sich der Großknecht ab und zuckte die Schultern, „was willst du denn daran ändern. Heirate lieber einen von diesen, sieh zu, daß du noch einen erwischst...“

„Ich heiraten und Kinder haben, die dann mit verlaufen...“

Hier blieb der Großknecht stehen, wurde blaß, sah die Magd an. Wußte sie, was er wußte, und mit ihm all die anderen treuen Knechte von den Nachbarnhöfen?

„Wer redet hier von dem Verlaufen, Katharina...?“

„Ja... ich, Großknecht Michel... ich weiß es, ganz genau weiß ich's, die Deiche werden brechen... daß wird das sein, keiner rührt die Dämme, moria sind sie, die Maulwürfe und Wühlmäuse tummeln sich drin...“

„Hast du dir wohl selbst begaut, Deern, was?“

„Re, Großknecht... aber“ sie dämpfte ihre Stimme bis zum Flüsteren, „ich habe einen Traum gehabt, das zweite Gesicht. Dit kommt es mich an. Dinge zu sehen, die sich erfüllen... und da, Michel, da hab ich gesehen, wie das alles hier, was steht und aufragt als Hof und Anwesen, in einer Nacht von den Fluten gekürzt wird, der Bauer wird erlaufen und sein Weib und die Söhne, die ihren Frauen nicht die Treue halten können. Sintflut wird dieses Land überkommen, all das wird wieder Meer, was sich die Altvordereu erobert haben von der See... Ja, mein Vater war auch dabei, als Bauer. Die

Tochter muß sich als Magd verdingen. Unrecht ist geschehen, Unrecht wird gerächt. Es gibt einen Herrgott im Himmel... Großknecht, ich warne dich, pack dich von diesem Hof, das Wasser kommt...“

Da lagte der Großknecht Michel. „Mein Vater ist hier Knecht gewesen, ich bin hier auf diesem Boden rund um Wellworm geboren und aufgewachsen, ich werde auch hier bleiben.“

Auf dem Hof hörte man den Bauern im lauten Ton Befehle erteilen.

Da machte sich jeder wieder an seine Arbeit, der Großknecht und die Magd Katharina.

„Michel“, schrie der alte Moelenward seinen Knecht an, „was gibst heute zu tun.“ „Wie übernachtet der große Mann ausach. Vom vielen Trinken kam das und von den Stunden, die man gehend verbrachte.“

„Den Deich wollten wir fiden“, wachte der Knecht zu antworten.

„Was, den Damm? Können wir damit Geld verdienen? Fünfzig Jahre hat er gehalten, wird wohl jetzt auch noch seine Schuldigkeit tun.“ Säen und ernten ist wichtiger, als Deiche nachzusehen. Im Winter ist dazu Zeit genug.“

„Herr, aber die Sturmkräfte stehen vor der Tür, die Maulwürfe sind im Erdreich drüben am Koldamm!“

„Laß sie auch leben, gestern war einer hier, der hat mir ein Deichbruchtopfchen versprochen. Viel Geld kostet's, aber es wird schon seine Schuldigkeit tun. Solch lässliches Erzeugnis. Was die probiert haben, das ist immer gut.“

Da erkannte der Knecht, wie zwecklos es war, dem Bauern die Notwendigkeit der Deichunterhaltung klar zu machen. Ja, wenn der auch immer vierhändig in die Stabt fuhr, weder Pflug noch Sichel anpakte und gleich wie die Söhne sich einen Dred um die Bauernwirtschaft kummerte, freilich, dann waren keine Pferde da, zum Karren am Koldamm, dann fehlte es an willigen Knechten, an fleißigen Männern. Wie der Herr, so auch die Knechte. Nur Michel nicht, der wurde nicht übermütig und vermessend gegen Gott und die Natur.